Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/dasklosterstgall00meie

Geschichtliche
Jugend- und Volksbibliothek.

XXI. Band:

Das Kloster St. Gallen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte

von

P. Gabriel Meier O. S. B.

Mit 17 Illustrationen.

Regensburg 1908.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei
A.-G., München-Regensburg.

Das Kloster St. Gallen.

Ein Beitrag zur Kulturgeschichte

von

P. Gabriel Meier O. S. B.

Mit 17 Illustrationen.

Regensburg 1908.
Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei
A.-G., München-Regensburg.

AUG - 3 1938

1104G

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg.

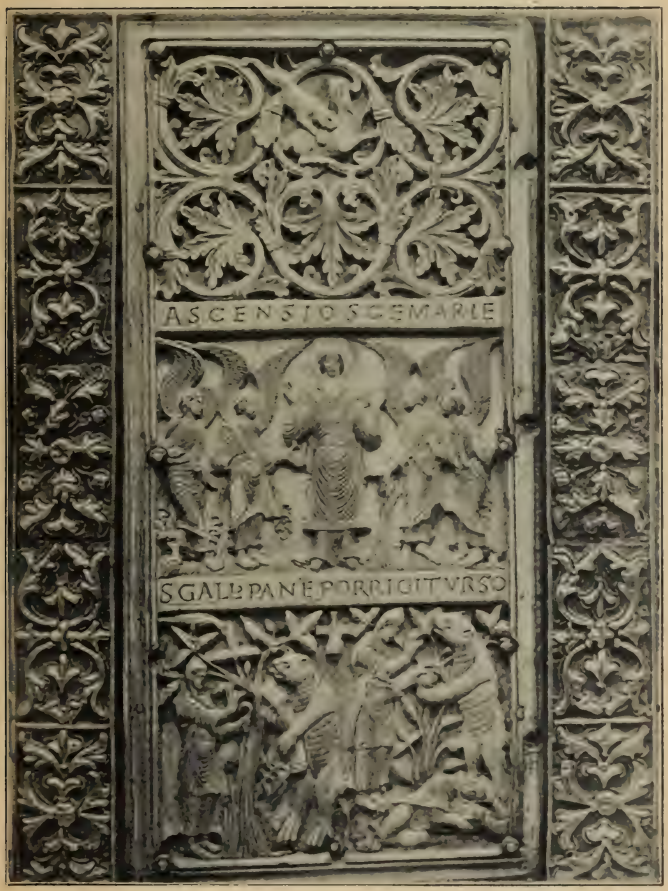
1. Kapitel.

Der heilige Gallus.

Sankt Gallen, heute eine blühende Handelsstadt im Hochtale der Steinach, 2 Stunden vom Bodensee entfernt, verdankt Namen und Entstehung dem heiligen Gallus, in alten Urkunden auch Callonus geheißen. Dieser große Heilige stammte (551) aus vornehmem Geschlechte in Irland, stellte sich im Kloster Bangor (oder Benchor) unter die Leitung des heiligen Kolumban und begleitete — schon Mönch und Priester — ihn mit noch elf Brüdern nach Gallien. Er teilte treuherzig die Schicksale seines Lehrers, seinen Aufenthalt in Luxeuil, seine Vertreibung aus Burgund und seine Wanderung in die östliche Schweiz. Sie siedelten sich am südlichen Ende des Zürichsees bei Tuggen an, um den dortigen Heiden das Evangelium zu verkünden. Allein die Tuggener gaben zur Antwort: „Unsere alten Götter haben uns und unsere Väter mit Regen und Wärme wohl versehen. Wir wollen sie nicht verlassen. Sie regieren wohl.“ Hierauf brachten sie ihren Götzen Opfer. Da geriet Gallus in Eifer, warf die Opfer in den See und legte Feuer an den Götterhain. Dies erregte den Zorn der Leute von Tuggen, sie wollten Gallus ermorden. Die Missionäre, vom Tode bedroht, mußten sich flüchten. Sie fanden freundliche Aufnahme bei dem Pfarrer Willi-

mar in Arbon am Bodensee, bauten sich einige Zellen bei Bregenz und legten so den Grund zum Kloster Mehrerau. Da inzwischen Alamannien in die Hände des Königs Theodorich von Burgund kam, welcher dem heiligen Kolumban feind war, so fand dieser es geraten, mit den Brüdern nach Italien auszuwandern. Gallus lag fieberkrank danieder und mußte deshalb in Arbon zurückbleiben, wo er unter sorgsamer Pflege glücklich genas.

Um das Leben in der liebgewonnenen Einsamkeit fortsetzen zu können, suchte Gallus, geführt von dem der gebirgigen und waldreichen Gegend kundigen Hildibald, dem Diakon des Pfarrers Willimar, eine passende Stätte und fand sie in einer Hochebene, wo das Flüßchen Steinach von einem Felsen herabstürzt und im Laufe der Zeit ein Becken in den Felsen ausgehöhlt hatte, das einen kleinen Fischweiher bildete. Sie fingen einige Fische aus dem Wasserstrudel und brieten sie am Feuer. Nach dem spärlichen Mahle zog sich Gallus einige Schritte in den Wald hinein, fiel in die Dornen und verletzte den Fuß. Hildibald wollte ihn aufrichten, aber Gallus sprach: „Laß mich, hier ist meine Ruhe in Ewigkeit. Hier werde ich wohnen, weil ich es mir erwählet habe.“ Er richtete sich auf, machte aus Haselstauden ein Kreuz und pflanzte es in die Erde. Daran hing er die Reliquien der Heiligen auf, die er in einer Tasche am Halse trug und betete davor. Als es indessen Abend geworden, legten beide zum Schlafe sich auf die bloße Erde. Gallus erhob sich in der Nacht und kniete vor das Kreuz um zu beten. Hildibald schien zu schlafen, beobachtete aber alles, was vorging. Vom Berge her nahte sich ein Bär, der die Überreste des Mahles aufleckte. Gallus hieß ihn Holz zum Feuer herbeitragen und der Bär legte einen großen Holzblock zum Herde.



Älteſtes Bild des heiligen Gallus.

Elfenbeintafel Tutilos.

DQ
546
.M5

Gallus reichte ihm dafür ein Brot und befahl ihm, sich in die Berge zurückzuziehen und weder Menschen noch Tieren Schaden anzurichten.

Nach 4 Tagen kehrte Gallus nach Arbon zurück. Hier erfuhr er, daß der Bischof von Konstanz gestorben sei. Klerus und Volk wünschte Gallus zu seinem Nachfolger. Dieser aber schlug voll Demut die Würde aus und lenkte die Wahl auf seinen Schüler, den Diakon Johannes, weil er ein Eingeborner des Landes sei. Dieser wurde denn auch erwählt und sogleich von den anwesenden Bischöfen geweiht. Gallus aber beschloß die heilige Handlung mit einer erbaulichen Predigt.

Einige Zeit darauf starb Eustasius, der Abt von Luxeuil und die dortigen Brüder sandten eine Abordnung an Gallus, ihn einzuladen, daß er die Stelle eines Abtes übernehme. Er wies auch diese Ehre von sich und verbrachte den Rest seines Lebens in seiner Zelle. Selten scheint er sie verlassen zu haben, um in der Umgegend das Wort Gottes zu verkünden. Das letzte Mal tat er dies auf die Einladung Willimars in Arbon am Feste des heiligen Michael. Drei Tage darauf ergriff ihn das Fieber und er starb, beiläufig 90 Jahre alt im Jahre 627, am 16. Oktober, an welchem Tage auch die Kirche sein Gedächtnis feiert. Sein Abzeichen ist der Bär, der ihm Holz zum Feuer trug. Er wurde auch das Wappentier des Klosters, das sich an der Stelle erhob, wo St. Gallus Zelle gestanden und wo sein heiliger Leib vom Bischof Johannes beigesetzt wurde.

2. Kapitel.

Die heiligen Otmar, Magnus und Theodor.

Nach dem Tode ihres heiligen Gründers wurde die Galluszelle von Einsiedlern bewohnt, welche aber infolge von Kriegen viel zu leiden hatten. Erst als im Jahre 720 durch den thurgauischen Landgrafen Waltram der heilige Otmar zum Abte eingesetzt wurde, gelangte das Kloster rasch zu großer Blüte. Dieser heilige Abt führte statt der Regel Kolumbans diejenige des heiligen Benedikt ein, hielt gute Klosterzucht, förderte die Wissenschaft, war selbst ein leuchtendes Muster der Frömmigkeit und besonders opferwilliger Nächstenliebe. Er pflegte persönlich die Kranken und besonders gern die Aussätzigen, deren es damals noch viele gab. Als Karlmann, der Bruder Pipins, des mächtigen Hausmeisters der Franken auf der Reise nach Monte Cassino auch St. Gallen besuchte, gefiel es ihm daselbst so gut, daß er für das Kloster bei seinem Bruder viele Vergabungen erwirkte. Bald hatte St. Gallen Besitzungen und Güter im Elsaß, in Schwaben, im Thurgau, Zürichgau usw. Die Güter wurden später auf 4000 Huben oder 160000 Juchart geschätzt. Allein dieses Wachstum erregte den Neid benachbarter Großen. Der Gaugraf Warin im Thurgau, der Graf Ruodhard und Sidonius, Bischof von Konstanz, nahmen den heiligen Otmar gefangen. Vor einem bischöflichen Gerichte wurde er von falschen Zeugen angeklagt, verurteilt und auf der Rheininsel Werd bei Stein ins Gefängnis gesetzt, wo er am 16. November 759 starb. Seine Gebeine wurden 769 nach St. Gallen zurückgebracht und in der Kirche beigesetzt. Er gilt neben dem heiligen Gallus als Patron

des Landes bis auf den heutigen Tag. Wahrscheinlich ist, daß er auch bereits eine Schule im Kloster eingerichtet hat.

Durch eine Übereinkunft mit dem Bistum Konstanz erhielt das Kloster die Selbstverwaltung, gegen einen Jahreszins von 1 Unze Gold und 1 Pferd. Im Jahre 818 wurde ihm die freie Wahl des Abtes gewährt. Aber erst im Jahre 854 auf einem Hoftage Ludwigs des Deutschen in Ulm wurde die Steuer abgelöst und St. Gallen ein „königliches Kloster".

Die Zahl der Mönche war unter Abt Otmar so gestiegen, daß er solche an andere Klöster abgeben konnte. Der heilige Theodor gründete 725 Kempten im Allgäu und nachdem er 743 nach St. Gallen zurückgekehrt war, sandte Abt Otmar den Perehtgoz mit 4 andern Mönchen dorthin. An dessen Stelle kam 752 Audogar der erste Abt. Der heilige Magnus, ebenfalls Mönch von St. Gallen, ging auch nach dem Allgäu und starb in Füssen im Jahre 750, nachdem er, wie das Ergebnis der neueren Forschung sagt, 25 Jahre dort gewirkt hatte. Magnus war eine Persönlichkeit, die volle Hochachtung verdient; sowie in St. Gallen Kloster und Stadt dem heiligen Gallus zu verdanken sind, so gründete Magnus das Kloster und die Stadt Füssen. Allgäu hat sein Christentum der Galluszelle zu verdanken, von dieser aus brachten die Mönche Christentum, Sitte und Bildung dorthin. Sie haben ein gutes Stück Arbeit getan und verdienen daher die Anerkennung, den Dank und die Verehrung des Landes. Auch der Geschichtschreiber des Allgäus, Baumann, bestätigt die Ansicht: „daß unser Allgäu das Christentum dem heiligen Gallus und seinem großartigen Kloster zu danken hat. Gallus selbst begann das Werk der Bekehrung im Westen unserer Landschaft, sein Kloster vollendete dasselbe, indem es seine

Mönche in den Zellen ansiedelte, und bekehrte auch den Osten des Allgäus; denn St. Gallen ist die Heimat des heiligen Magnus, sowie der Kemptner Missionsmönche Theodor und Perehtgoz, und sein heiliger Abt Otmar ist es, der diese Missionsmönche in unsere Landschaft gesandt hat. Der Galluszelle also schulden wir das Christentum und in diesem Gesittung und Heil; ihr Andenken sei darum allen Allgäuern unvergeßlich gesegnet!"

3. Kapitel.

Der Klosterbau.

Im Jahre 816 trat ein Mann an die Spitze des Klosters St. Gallen, der voll und ganz die Kraft besaß, die von einigen Äbten vernachlässigte Ruhestätte des heiligen Gallus in einen geziemenden und würdigen Stand zu setzen. Es war der berühmte Abt Gozbert (816—837) aus dem oberen Thurgau, der dann das Kloster zur höchsten Blüte zu erheben wußte. Mit der Übernahme der Führung durch ihn war auch schon der Plan gezeichnet, nach welchem die ehrwürdige Stiftung des heiligen Gallus gebührend eingerichtet werden sollte. Gozbert fand die richtigen Elemente an seiner Seite, die kaum weniger als er selbst mithalfen und mitarbeiteten, um das Werk zu einem großartigen Gelingen zu bringen. Die Mönche entfalteten eine Tätigkeit, wie wir sie in der damaligen ganzen deutschen Welt nirgends treffen.

Ratpert, der älteste Geschichtschreiber des Stifts St. Gallen, faßt in seinen Annalen die ganze Bau-

geschichte in folgende Worte zusammen: „Abt Gozberts Sinnen und Trachten war ganz auf die Wohlfahrt des unter seiner Leitung stehenden Klosters gerichtet. — Zur Verschönerung desselben fing er an, im Jahre 830, dem heiligen Gallus eine neue Kirche aufzuführen, welche noch gegenwärtig als ein schönes, ansehnliches Gebäude dasteht. Das Werk wurde im siebenten Jahre vollendet, im neunten fand die Einweihung statt, die durch Wolfleoz, Bischof von Konstanz, in Anwesenheit des Bischofs Udalrich von Basel, des Abtes Erchenbald und vieler Mönche von Reichenau und einer Menge alamannischer Fürsten vorgenommen wurde."

Noch haben wir den alten Bauriß des Klosters vom Jahre 830. Derselbe, aus vier Häuten zusammengenäht, stellt in rotgezeichneten Linien den Grundriß sämtlicher, zum Kloster gehöriger Einzelgebäude und Anlagen dar. Die im Jahre 1844 von einem Züricher Gelehrten veröffentlichte Zeichnung gewinnt an Wert dadurch, daß Erklärungen alles einzelnen, meist in lateinischen Hexametern, eingeschrieben sind. Es scheint ein ausländischer Baumeister gewesen zu sein, der den Plan entwarf und dem Abte sandte. Der berühmte Zeitgenosse Ermenrich von Ellwangen berichtet folgendes über die Tätigkeit der St. Galler Mönche:

„Es würde zu weit führen, all die vielen Namen der Diener Gottes einzeln aufzuführen, die ich in St. Gallen in allen Kunstfertigkeiten glänzen sah. Solch hohes Geschick in der Baukunst jeder Art findet sich kaum anderswo, und man kann hier in Wahrheit aus dem Neste auf die Vögel schließen, die darin wohnen. Wer seinen Blick auf den Tempel und die Klostergebäude richtet, wird mein Lob nicht übertrieben finden."

Die Klöster der damaligen Zeit waren nicht, wie

Das Kloster St. Gallen im 9. Jahrhundert.
(Rekonstruktion.)

heute, festungsartige Bauten; sie bestanden aus vielen kleineren hölzernen Gebäuden, die meisten nur ein Stockwerk bildend und durch Gassen voneinander getrennt. St. Gallen war eine kleine Stadt von etwa 40 Firsten, die ein großes Viereck bildeten. In der Mitte befand sich die Kirche, in Form einer Basilika erbaut, in der Richtung von Ost nach West. Die Länge derselben war 200 Fuß. Das Querschiff war 40 Fuß breit und 120 Fuß lang. Das Langhaus war durch zwei Säulenreihen in ein Mittelschiff und zwei Seitenschiffe abgeteilt; das erstere war 40 Fuß, die beiden letzteren etwa 20 Fuß breit. Das Dach des Hauptschiffes ward von 22 Säulen getragen, die unter der Vierung 40 Fuß, im übrigen Teile der Kirche 12 Fuß voneinander abstanden. Die Kirche hatte eine doppelte, östliche und westliche Choranlage, mit 2 Hauptaltären; unter dem östlichen Chor befand sich eine Krypta. Die Kirche war aus Steinen aufgeführt und mit gläsernen Lampen und Kronleuchtern geschmückt. Die Dachbedeckung bestand aus eichenen Schindeln und Ziegel scheint man nicht gekannt zu haben.

Getrennt von der Kirche standen die beiden runden Türme, in welchen man auf Wendeltreppen zu zwei Kapellen emporstieg, von denen die eine dem heiligen Michael, die andere dem heiligen Gabriel geweiht war. Südlich von der Kirche befand sich die Klausur aus 3 Hauptgebäuden bestehend, Kapitelsaal, Schlafsaal und Speisesaal. Er enthält 6 Tische mit Bänken längs den Wänden. Ein Gang führt zur angrenzenden Küche, welcher sich Backstube und Brauerei anschließen. Ein Sprechzimmer, an die südliche Wand der Kirche angebaut, empfing die ankommenden Gäste.

Eine eigene kleinere Kirche östlich vom Münster dient den Novizen und den Kranken. Das Kranken-

haus hat eine Badestube, ein Haus zum Aderlassen; daneben eine Wohnung für Ärzte mit einer Apotheke und einem Garten mit Heilkräutern, während auf dem Friedhof zahlreiche Grabstätten ein in der Mitte stehendes großes Kreuz umgeben. Die Inschrift besagt: „Um das Kreuz herum sollen die verstorbenen Brüder ihre Ruhestätten finden, bis es erglänzt am Tage der Auferstehung." Die freien Räume zwischen den Gräbern sind mit Frucht- und Zierbäumen bepflanzt. Südlich von diesem Baumgarten erstreckt sich der Gemüsegarten, welcher in 18 Beeten eben so viele Gemüse- und Gewürzpflanzen trägt. Unmittelbar daneben wohnt der Gärtner nebst seinen Gehilfen. Ein bescheidenes Plätzchen in der nordöstlichen Ecke des Plans ist mit Arzneikräutern in 16 kleinen Beeten bepflanzt, neben der oben erwähnten Wohnung der Ärzte.

Auf der Nordseite der Kirche liegen das mit allem Nötigen wohl versehene Haus für die vornehmen Gäste, bei welchem eigene Vorratsräume, Brauerei und Bäckerei nicht fehlen; daneben die äußere Schule, auf welche wir zurückkommen werden, und die Wohnung des Abtes, gleichfalls mit besonderer Küche, Speisekammer und Badestube.

Der ganze Klosterbezirk war einerseits von der Steinach selbst abgegrenzt, anderseits von einem aus ihr abgeleiteten Wassergraben, der beim Mühltor abzweigte und beim Speisertor wieder in sie einmündete. Längs des Grabens war ein Zaun aufgeführt.

Es war übrigens nicht möglich gewesen den Plan überall den örtlichen Verhältnissen anzupassen, so daß sich manche Abweichungen davon nachweisen lassen. Wichtige Aushilfe beim Klosterbau haben die Reichenauer Mönche geleistet. Die trefflichen Wand- und Deckengemälde in der neuen Klosterkirche St. Gallens waren das Werk ihrer Hände. Bei eben diesem neuen

Kirchen- und nachherigen Klosterbaue wurden alle übrigen Arbeiten von den eigenen Religiosen ausgeführt, die Zimmermanns-, Schreiner und Steinhauerarbeiten und alle übrigen Zweige der Baukunst. Über alle diese führte Winihard als Baumeister die Aufsicht und Leitung. Noch werden insbesonders gerühmt: der unermüdliche Isenrich mit seinem Werkzeuge, der Säulenbearbeiter Ratger, der Bildhauer Werinbrecht; endlich hatte St. Gallen in Tancho seinen eigenen Glockengießer. Von ihm kam eine Glocke in die Kaiserkirche nach Aachen. Daß er solche auch für die Hauptkirchen Alamanniens und Rhätiens goß, ist sehr glaubwürdig.

4. Kapitel.

Die Bibliothek und das Archiv.

St. Gallen war infolge der vieljährigen Bedrückung bis zum Jahre 816 auch bücherarm geblieben. Jetzt aber baute Abt Gozbert eine eigene Bibliothek mit Schreibzimmer und vermehrte die Büchersammlung so, daß die St. Galler Bibliothek noch heute eine der berühmtesten ist. Der Abt tat alles durch seine eigenen Mönche, und ließ sie zu diesem Behufe in allen zweckdienlichen Kunstfertigkeiten unterrichten: im Schönschreiben, Zeichnen, Malen und Vergolden der Anfangsbuchstaben, in der Bearbeitung der Pergamentrollen, im Zurechtlegen und Einbinden der Bücher usw. Was Gozbert eifrigst begonnen, setzte sein dritter Nachfolger Abt Grimald (841—872) in gleicher Weise fort. Unter ihm, der zugleich Kanzler

des deutschen Königs Ludwig und einer der Gelehrtesten im ganzen Reiche war, erlangte die Bibliothek den staunenswerten Umfang, welchen ein noch vorhandenes Bücherverzeichnis aufweist. Den heiligen Schriften Alten und Neuen Testamentes ist hier die erste Stelle angewiesen, auf sie ist die möglichste Sorgfalt, der größte Fleiß verwendet worden. In 50 verschiedenen Bänden waren hier die göttlichen Zeugnisse niedergelegt und allen zum Genusse geboten, die nach den reinsten und ergiebigsten Quellen heiliger Wissenschaft dürsteten. Dann folgten die Kirchenväter, unter denen Gregor der Große mit 31, Hieronymus mit 38, Augustinus mit 25, Ambrosius mit 9, Prosper mit 5, Beda der Ehrwürdige mit 14, und Isidor ebenfalls mit 14 verschiedenen Bänden vertreten waren: ein Fingerzeig, wie zahlreich auch die übrigen Schriftausleger und ältesten Zeugen der christlichen Lehre sich repräsentierten. Hierauf folgten die Heiligenleben, die Konzilien- und Dekretalensammlungen und Briefe der Päpste, dann die verschiedenen Kapitularien der Könige und Kaiser, astrologische, philosophische und naturgeschichtliche Bücher. Auch die Lehrbücher für die Politik waren ziemlich vertreten, noch besser die Grammatiker. Eine so reiche Sammlung hatten edler Wissenstrieb und beharrlicher Fleiß in weniger denn zwei Jahrzehnten zustande gebracht! Dieser unschätzbare Schatz vermehrte sich noch vor Ausgang des Jahrhunderts mit einer Zahl neuer, hochbedeutsamer Werke.

Großen Fleiß verwandte man auf die Korrektur. In St. Gallen beschäftigten sich, wie der Chronist Ekkehart erzählt, Notker der Stammler, Tutilo und Ratpert zur Nachtzeit mit der Vergleichung von Handschriften. Man liebte es sehr, die Anfangsbuchstaben (Initialen) durch bunte Farben, Größe und Verzie-

rungen auszuzeichnen; man sieht oft solche, welche eine ganze Seite einnehmen. Es war eine eigene Kunst und Ekkehart rühmt namentlich den Bischof Salomo von Konstanz und Abt von St. Gallen, der wie keiner es verstanden habe, solche Kapitalbuchstaben zu entwerfen und mit Gold zu verzieren. Noch sind die beiden Buchstaben L und C in dem sogenannten „langen Evangelium" zu sehen, die er als Probe, was er in dieser Art noch zu leisten vermöge, ausführte, in der Tat bewunderungswürdige Kunstwerke.

Neben der Bibliothek verdient auch das Archiv des Klosters Erwähnung. Die ältesten Urkunden reichen bis auf das Jahr 700 zurück und bilden einen geschlossenen Bestand von Originalen durch 10 Jahrhunderte, wie kaum ein anderes Archiv der Welt ihn aufweist. Wer wird nicht mit Ehrfurcht erfüllt beim Anblick dieser alten Pergamente, welche einst fromme Geber, des Schreibens unkundig, mit einem Kreuze versahen und auf den Altar des heiligen Gallus niederlegten!

In ganz Deutschland war St. Gallen wegen seiner Schreibschule zu hohem Ruhme gelangt. Hören wir darüber einen der letzten Mönche von St. Gallen, Ildefons von Arx in seiner „Geschichte des Kantons St. Gallen" erzählen (I, 185): Das Bücherschreiben war ihre Hauptbeschäftigung; sie beschrieben die Werke, welche sie abschreiben oder vergleichen wollten, von entfernten Orten, oft aus Italien oder Frankreich her; dieses war der gewöhnliche Gegenstand des Briefwechsels, den Gelehrte miteinander führten. Sie schrieben nur auf Pergament, das aber so dünn und fein war, daß es dem feinen Postpapier glich. Zu Prachtwerken bereitete man silberne und goldene Tinte. Das Pergament wurde alsdann mit Purpurfarbe gefärbt, und die Anfangsbuchstaben und

Titel zierte man reich mit Gold und verschiedenen Figuren. Bis jetzt hat sich der Glanz der Farben, des Goldes, des Silbers, der Tinte erhalten, als

Psalterium aureum. „Beatus vir qui non".

wären sie erst gestern geschrieben worden. Ein solches Buch kostete Hunderte, ja Tausende von Gulden.

Besonders manche Meßbücher waren prachtvoll geschrieben und hatten einen außerordentlichen Wert. Mehr

denn ein Kalligraphe hatte auf die Erstellung eines einzigen während eines halben Menschenalters seinen ganzen Kunstfleiß verwendet. Und dann wieder die kostbaren Einbände von Elfenbein, Silber- und Goldblech und vielfarbigem Edelgestein! Fast das Gleiche gilt von den Evangelienbüchern, deren sich die Diakone bei den Hochämtern bedienten. Die St. Galler Kalligraphen Sintram, Folkard und Salomo lebten in aller Munde, und nach tausend Jahren bilden ihre Handschriften noch eine der Hauptzierden der dortigen Bibliothek. Der berühmte goldene Psalter (Psalterium aureum) ist nur teilweise mit Gold geschrieben und verziert. Er stammt aus dem 8. Jahrhundert, der Name des Schreibers aber ist unbekannt. Die Tinte der alten Handschriften ist schwarz oder bräunlich, immer von ausgezeichneter guter Beschaffenheit.

5. Kapitel.

Die Schule.

Schon unter dem heiligen Otmar scheint eine Schule eingerichtet worden zu sein. Aber erst Abt Hartmut, welcher dem Kloster von 872—883 vorstand, machte die Klosterschule zur berühmtesten Europas. Die Mönche lasen die Bibel, die Schriften der alten Griechen und Römer und der alten Kirchenlehrer. Sie beschäftigten sich mit Erdkunde und hatten schon eine Landkarte. Auch die Heilkunde war ihnen nicht fremd, und sie schauten nachts durch ein Rohr nach den Sternen. Dahin strömten damals scharenweise die Söhne der Freien und der Adligen, um sich ihre

Ausbildung in den göttlichen und menschlichen Wissenschaften zu verschaffen. Männer, die aus dieser Schule

Psalterium aureum. Samuel salbt David. (Nach Rahn.)

hervorgegangen, gelangten im Laufe der Zeit zu den höchsten geistlichen Würden, und fanden so Gelegen-

heit, die Kenntnisse, die sie einst in St. Gallen eingeübt, weiter zu verbreiten. Namentlich erhielten die Kandidaten des Priestertums hier ihre Bildung und Erziehung. Von Salomo III. sagt Ekkehart: Seine Eltern überbrachten ihn dem St. Galler Mönch Iso, welcher damals der berühmteste Lehrer war, zur Erziehung und Einführung in den geistlichen Stand. Das Gleiche kann von hundert andern damaligen Geistlichen gesagt werden.

Zu den berühmteren Zöglingen dieses Erziehungshauses gehörte einst Landolaus, Erzbischof von Treviso, welcher aus Alamannien stammte und in der Absicht, die Wohnstätte seiner Studien- und Jugendzeit vor seinem Tode nochmals zu besuchen, zu Rorschach sein Leben endete. Dann Eginolf, Bischof von Lausanne, der noch als Greis mit dankbarem Herzen der Wohltaten gedachte, die ihm als Knabe dort gespendet wurden. Ferner Palzo, Bischof von Speier, der sich eines weit verbreiteten Rufes der Gelehrtheit zu erfreuen hatte, Hiltibald, Bischof von Chur, der selbst in Gegenwart Kaiser Otto des Großen von der hohen Weisheit und Tugend seiner einstigen Lehrer das rühmlichste Zeugnis gab. Dann der heilige Ulrich, Bischof von Augsburg, groß durch seine Wissenschaft, und noch größer durch den erhabenen Glanz seiner Heiligkeit. Ferner Salomo III. Bischof von Konstanz, welcher durch seine einflußreiche Stellung als Bischof und zugleich als Abt von St. Gallen die Wissenschaft vielfach beförderte, und so in reichem Maße die Bildung, die ihm einst dort zuteil geworden, wieder vergalt. Sein etwas älterer Bruder Waldo wurde im Jahre 883 Bischof von Freising und war ein Freund der Wissenschaften. Ihm verdanken wir die 1000jährige Abschrift von Otfrid von Weißenburgs Evangelienbuch. Fernerhin Thietrich, Bischof

von Metz, der kurz vor seiner Beförderung zu diesem Amte noch als Zögling an der St. Gallener Schule weilte. Endlich Notker, Bischof von Lüttich, der seine Kathedralschule zu Lüttich zu einer hochberühmten Pflanzstätte von Gelehrten erhob.

So leuchtete die Klosterschule von St. Gallen drei Jahrhunderte hindurch als ein Lichtherd, der in den finsteren Zeiten der Barbarei den Glanz der Gesittung, der Wissenschaft und Kunst nach allen Gegenden Deutschlands und weit über seine Grenzen hinaus verbreitete. Insbesonders aber wirkte sie höchst segensreich im Fache der Tonkunst und in der Pflege der heiligen Kirchengesänge, so daß mit dem Abschluß dieser Glanzperiode Mönch Ekkehart V. mit vollem Rechte über die trefflichen Lehrer schreiben konnte: „Sie haben die Kirche Gottes nicht bloß in Alamannien, sondern in allen Gegenden von einem Meere zum andern durch ihre Hymnen und Sequenzen, Tropen und Litaneien, durch ihre verschiedenartigen Lieder und Melodien, wie durch ihre geistlichen Unterweisungen mit Glanz und Freude erfüllt."

Die Schule war doppelt, eine innere für die Oblaten, d. h. die für den Mönchsstand bestimmten Knaben, und eine äußere, welche an der Nordseite der Kirche in einem eigenen großen Gebäude untergebracht war. Man lehrte hauptsächlich die sieben freien Künste nach Martianus Capella und trieb auch ein wenig Griechisch. Die Disziplin war streng und die Rute war das gewöhnlichste Erziehungsmittel, von welchem selbst die Erwachsenen nicht verschont wurden. Zur Aufsicht waren besondere Wächter bestellt, welche bei Tag und Nacht die Runde zu machen hatten. Es fehlte auch nicht an Vakanztagen, wo die Fröhlichkeit leicht die Schranken überschritt. Noch ist ein lateinisches Vakanzlied Ekkeharts IV. erhalten, worin es

heißt: „Heute sollen die Jünglinge keine Schläge bekommen; frei sollen sie sein vom Zaum und losgelassen der Zügel. Er habe Frieden von der Rute; weder Dorn noch Kralle soll ihm weh tun. Kein böses Wort soll heute der Knabe vernehmen; blind wie der Maulwurf sei heute der Aufseher; der Lehrer möge elysäische Felder sich erträumen." Die Krone des Tages aber bildete dreierlei: Fackeln, um bei Licht noch die Unterhaltung fortzusetzen, Bäder und Wein.

Der Hauptfesttag der Knaben war seit alten Zeiten der 28. Christmonat, das Fest der unschuldigen Kinder, welche die Jugend als ihre himmlischen Schutzheiligen verehrte. Groß und klein wirkte zusammen, um diesen Tag als ein herzliches rührendes Knabenfest zu feiern. Noch haben wir sechs verschiedene Sequenzen, die Notker für diesen Tag dichtete und zwei Hymnen, vom Dekan Hartmann verfaßt. In feierlicher Prozession einherziehend, sangen ihre frischen jugendlichen Stimmen auf lateinisch die schönen Worte:

Sieh', o Vater und Gott, es singt dir der Chor dieser Kleinen,
Der da mit Lob zum voraus feiert den kommenden Tag,
Wo eine Kinderschar einem seligen Tode sich weihte,
Und mit der Palme gekrönt zog in das himmlische Reich.
(Schubiger.)

Seit dem 10. Jahrhundert wurde das Schulfest in folgender Weise abgehalten: Am Sonntage vor dem Feste der heiligen Katharina (25. Nov.) versammelten sich alle Schüler, auch diejenigen, welche bereits die Klostergelübde abgelegt hatten, beim Schulvorsteher und wählten den Fleißigsten und Bestgesitteten aus ihrer Mitte zum Schulabte. Dieser ernannte zwei zu seinen Hofkaplänen, stieg mit ihnen auf einen Tisch, sprang darauf herum unter Absingung eines lateinischen Liedes. Die Untergebenen beschenkten ihn mit Brot und Wein. Am 13. Dezember führte ihn der

Rektor der Schule zu der Kirchentür. Der Chor sang Te Deum laudamus. Der Schulabt und seine Kapläne zogen Schuhe und Kutte (oder Talar) aus und auf ein gegebenes Zeichen liefen sie durch die Kirche um die Wette zum Hochaltar. Die andern Schüler hatten ebenfalls Schuhe und Kutte ausgezogen und suchten sie einzuholen. Geschah dieses, so mußten sie zur Strafe 4 Maß Wein ihren Untergebenen spenden und durften nicht wieder zum Hochaltar aufsteigen. Im andern Falle erwartete der Schulabt, in einem Lehnstuhl sitzend, das Ende des Chorgesanges, währenddessen von oben herab auf die vom Nachjagen ermüdeten Schüler Äpfel, Birnen, Gebäck und Wasser ausgeschüttet wurde.

Der Haupttag des Schulfestes war der 28. Dezember, das Fest der Unschuldigen Kinder. Dabei wurde dem Abte in der Kirche ein schöngeschmückter Betschemel, auf welchem er Platz nahm, hingestellt. Beim Nachtgebet wurden ihm 4 Fackeln vorgetragen. Bei Tische boten Küche und Keller ebenfalls alle ihre Kräfte zur Erhöhung des Festes auf. Zur Vesper am Schlusse stieg der Schulabt mit seinen Kaplänen wieder auf den Tisch, sang unter allerlei Sprüngen mit dem Chor verschiedene Wechselgesänge, gab dem Volke den Segen mit einem dreifachen Kreuze, worauf er mit seinen Kaplänen vom Tisch herunterſprang und damit war seine Herrlichkeit zu Ende. Weil das Schulfest mit allerlei Ausartung verbunden war, wurde es um die Mitte des 16. Jahrhunderts abgeschafft.

6. Kapitel.

Die Sängerschule.

Gleichzeitig wie das Christentum in die germanischen Wälder drang und irische Glaubensboten in der unberührten Wildnis die ersten Zellen erbauten, da begann die Musik ihr tausendjähriges Kulturwerk auf deutschem Boden. Mit den ersten gottesdienstlichen Einrichtungen ging der Unterricht im Kirchengesang Hand in Hand. Die frommen Stifter waren der Meinung, daß zur Stärkung des Glaubens und für Sänftigung der Sitten Musik das beste Mittel sei.

Gegen das Ende des 7. Jahrhunderts schon wurden die Klöster und Bischofssitze mehr und mehr zu Pflegestätten der Wissenschaft und Kunst. Hinter den geweihten Mauern ward heidnische Gelehrsamkeit neben christlicher Glaubensweisheit gehegt, wie etwa die tropischen Pflanzen in unsern Gewächshäusern, und unter der geistlichen Zucht erwuchsen Poesie und Musik in der strengsten Gesetzmäßigkeit. Es waren diese alten Klöster die Lichtpunkte in der Barbarei eines dunklen Zeitalters, und die armen Mönche mit ihrem Bienenfleiß die Pfleger unserer jungen Kultur. Wie oben bereits angedeutet, erscheinen die Mönche von St. Gallen als Hauptträger der musikalischen Kunstbildung jener Zeit, nicht von den Flügeln des modernen Genius getragen, nicht von dem Zauberduft seines Humors umflossen, wohl aber von gottseliger Liebe zur Kunst erfüllt und unermüdlich in ihrem Dienste. Es waren sprachgelehrte, altertumskundige Männer, ehrlich begeisterte Poeten und Musiker, die, während sie ihre rätselhaften Tonzeichen (Neumen) niederschrieben und ihre Psalmen und Sequenzen sangen, allmählich die

Quelle vertieften und erweiterten, aus welcher sich der goldene Strom der Tonkunst in tausend Armen ergießen sollte. Sie waren Tonsetzer in ihrer Zelle, Sänger in ihrer Kirche und Musiklehrer in ihrer Schule und auf Benutzung und Verbreitung ihrer Notenschätze mit heiligem Eifer bedacht.

Eine leichte Sache war dies freilich nicht in der damaligen Zeit, denn unsere Altvordern hatten, was ihre musikalische Begabung betraf, gar einen schlechten Leumund. Johannes Diakonus, der Biograph Papst Gregor des Großen, des Gründers und Pflegers der römischen Kirchenmusik, gibt unsern Ahnherrn ein erschreckendes Zeugnis, wenn er sagt: „Unter allen Völkern Europas waren die Gallier und Alamannen am wenigsten imstande, den römischen Kirchengesang in seiner Reinheit zu begreifen; sei es, daß sie aus Leichtsinn immer etwas von dem ihrigen hinzumischten oder daß ihre von Natur ererbte Wildheit sie daran verhinderte. Ihre rohen, wie Donner brüllenden Stimmen waren keiner sanften Modulation fähig, weil ihre an den Trunk gewöhnten Kehlen jene Biegungen, die eine zarte Melodie fordert, nicht zuließen; so zwar, daß ihre Abscheu erregenden Stimmen nur solche Töne hervorbrachten, die dem Gepolter eines Lastwagens ähnlich sind."

Im Jahre 790 richtete Karl der Große an Papst Hadrian die dringende Bitte um Überlassung zweier römischer Sänger, welche geeignet sein könnten, dem im Kirchengesang eingerissenen Unwesen alles Ernstes zu steuern. Es wurden alsbald Petrus und Romanus auserwählt und jeder von ihnen mit einer authentischen Abschrift des Gregorianischen Antiphonariums (die Sammlung kirchlicher Wechselgesänge) ausgerüstet, von Rom abgesandt. Der erste, Petrus, gelangte glücklich an den Ort seiner Bestimmung, nach Metz; der andere,

Roman, erkrankte während der beschwerlichen Reise und erreichte mit Mühe das Kloster St. Gallen, wo er, nach guter Pflege und reichlicher Erholung, auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers verblieb, um die Mönche und Klosterschüler im Gesang zu unterrichten.

Den Klostervätern ließ der fromme Kaiser sagen: „Vier Belohnungen habt ihr von mir verdient. Roman war fremd und in ihm habt ihr mich aufgenommen; er war krank und in ihm habt ihr mich selbst gepflegt; er hungerte und ihr habt mich in ihm gespeist; er dürstete und ihr habt mich in ihm getränkt."

In solcher Weise begab sich die Gründung der Gesangschule und mit Romans Genesung begann ein gedeihliches Kunstleben in den Klosterräumen des heiligen Gallus. Der römische Gesangsmeister lehrte nach der alten Neumenschrift ohne Linien, wie sein von Rom mitgebrachtes Antiphonarium ihm vorschrieb. Die damit verbundenen Schwierigkeiten wohl erkennend, fügte Roman den Neumen Vortragszeichen, Buchstaben mit besonderer Bedeutung hinzu, und man kann ein wenig auf die Art der Vortragslehre schließen, wenn man einige dieser Zeichen nach ihrer Bedeutung kennen lernt, wie z. B. „Hauchen, Anschwellen, Sinken, langsam, schneller, höher, hoch, beweglich, schnell sich wälzend", und dergleichen mehr.

Die Schule erlangte unter Romans Leitung eine große Berühmtheit; sein Antiphonarium wurde, wie das Original in Rom, in der Klosterkirche in St. Gallen in Ehren gehalten und diente, wie jenes, nicht nur für die Schule, sondern für die ganze Umgegend als Muster des reinen Kirchengesanges.

Das Werk Romans ging nicht mit ihm zu Grabe. Auf ihn folgte zunächst ein Schüler des berühmten Fuldaer Gelehrten Rabanus Maurus, Werembert mit

Namen; dann der Irländer Marzellus, auch Möngal genannt, endlich Romans Schüler Isso, einer der gelehrtesten unter den St. Galler Gelehrten.

7. Kapitel.

Ratpert und Tutilo.

Ratpert, aus Zürich stammend, der erste Züricher Gelehrte, wirkte in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts als strenger Meister der Schule und eifriger Gelehrter. Daneben tat er sich als vorzüglicher lateinischer Dichter hervor, weshalb schon Ermenrich ihn preist. Ratpert verherrlichte die Einweihung des Fraumünsters in Zürich und dichtete die Grabschrift der ersten Äbtissin, der Königstochter Hildegard. Auch Kirchenhymnen schuf er und lateinische Empfangsgedichte bei Anlaß fürstlicher Besuche im Kloster. In einem wertvollen Geschichtswerke hat er die Geschicke seines Klosters von den Anfängen bis zum Jahre 883 aufgeschrieben und ist somit der erste der zahlreichen St. Gallermönche, welche dessen 1000jährige Schicksale in die Annalen eingetragen haben.

Die Musik verdankt Ratpert eine neue Liederform durch Wiederholung des Schlußsatzes oder Refrains; wahrscheinlich für Wechselgesang von Solo und Chor. Was aber am meisten zu beachten ist, Ratpert hat ein deutsches Lied zum Lobe des heiligen Gallus verfaßt, welches Ekkehart IV., der nachmalige Geschichtschreiber des Klosters, „zu der Zeit, als es zu veralten drohte, ins Lateinische übersetzte, damit so süße Töne wenigstens in dieser Sprache gesungen

werden möchten." Der Urtext samt der Melodie ist seit Jahrhunderten verloren; die moderne deutsche Übertragung aber hat einen lustigen Klang:

„Jetzt will ich beginnen
Ein Lied in frohem Jubelschall,
Frommer lebte keiner
Als einst der heil'ge Gall.
Irland hat den Sohn gesandt,
Schwaben Vater ihn genannt" usw.

Als Ratpert auf dem Sterbbette lag, besuchten ihn vierzig Geistliche auf einmal, die alle seine Schüler gewesen waren und ihm jetzt ein Lebewohl für die Reise in die Ewigkeit mitgeben wollten. Er dürfte bald nach dem Jahre 884 gestorben sein.

Von Iso und Marzell, den trefflichen Lehrern gebildet, glänzte auch Tutilo als kunsterfahrner Redner und Dichter, als Architekt und Maler, als Tonkünstler und Bildschnitzer. Als Lehrmeister der adligen Knaben leistete er im praktischen Musikfache um so Größeres, da er in allen damals bekannten Saiten- und Blasinstrumenten wohl erfahren war, so daß er auch die Söhne der Edlen in dem vom Abte dazu bestimmten Raume im Saitenspiel unterrichtete. Er schnitzte auf zwei Elfenbeintafeln, die jetzt den Einband des Evangelium longum (des langen Evangeliums) bilden, einen Tierkampf und darunter Marias Aufnahme in den Himmel nebst zwei Szenen aus dem Leben des heiligen Gallus, wie er dem Bären Brot reicht und ihm befiehlt, Holz zum Feuer zu tragen. Nicht sowohl wegen der Schönheit der Ausführung als vielmehr als 1000jähriges Denkmal der Plastik verdient das Kunstwerk hohe Beachtung.

Tutilos Elfenbeintafel vom Evangelium longum. Chriſtus umgeben von Evangeliſten.

8. Kapitel.

Notker Balbulus.

Unter den Klosterbrüdern zu St. Gallen, die sich in den Wissenschaften oder Künsten auszeichneten, werden mehrere genannt, die den Namen Notker trugen. Der berühmteste und beliebteste unter ihnen war Ratperts vertrautester Freund, Notker, wegen eines Fehlers in der Aussprache „Balbulus", der „Stammler" genannt. Er war in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts im Kanton Thurgau geboren und in der Jugend dem Kloster übergeben. Notker Balbulus war eine Dichternatur von zartem Gemüt und schwärmerisch-phantastischem Wesen; leicht ergriffen durch jedes kleine Ereignis und in dem Reichtum seines Talents und der Abgeschlossenheit seines Lebens der künstlerischen Anregung jederzeit offen. Daneben erwarb sich Notker nicht nur eine genaue Kenntnis der Heiligen Schrift, sondern auch der lateinischen und griechischen Sprache. Bald darauf erhielt er selbst ein Lehramt an der Schule, dem er sich mit allem Eifer hingab. Er war der vertraute Freund und Ratgeber Kaiser Karls III. (876–888), welcher fälschlich der Dicke heißt. Dieser kam auf seinen Reisen nach Italien oft nach St. Gallen, lebte dort mit den Mönchen auf sehr vertrautem Fuße, gab ihnen drei Tage hintereinander Tafel, ließ sie, gegen ihre Gewohnheit Geflügel essen und diente ihnen selbst zu Tische. Er bediente sich oft der Stiftsbibliothek, ließ sich schwierige Bibelstellen von den Mönchen erklären und schenkte der gastfreundlichen Abtei, an die immer weitergehende Anforderungen gestellt wurden, das Hospiz auf dem Viktorsberg und zahlreiche Güter.

Oft unterhielt sich der Monarch mit Notker über religiöse Gegenstände. Solche Freundschaft weckte den Neid des Hofkaplans. Er sann auf Rache. Eines Tages befand sich Notker in der Nähe vieler Hofleute. „Sehet," sprach spottend der Kaplan, „das soll der gelehrteste Mann sein in des Kaisers Reich; aber ich will hingehen und ihm eine Frage stellen, die seine Weisheit beschämen wird." Er wendete sich also zu dem Heiligen. „Man sagt," hob der Kaplan an, „du seiest ein gar gelehrter Mann; so sage mir denn: was tut jetzt wohl unser lieber Herrgott im Himmel?" — „Ich weiß es wohl," versetzte Notker; „was er allzeit tut, das tut er auch jetzt und wird es auch an dir tun: Er erniedrigt die Stolzen und erhöhet die Demütigen." — Laut lachten die Hofherren; der Kaplan aber ging schamrot und unwillig weiter. Bald nach dieser Begebenheit geschah die Abreise des Kaisers. Der Kaplan, des Aufenthalts im Kloster St. Gallen längst überdrüssig, schwang sich auf sein schöngeschmücktes Pferd und ritt stolz davon. - Aber siehe da, unfern der Klosterpforte bäumt sich das Pferd, der Kaplan stürzt und bricht einen Fuß. Die Klosterbrüder tragen den Leidenden in das Kloster zurück. Alle möglichen Heilmittel werden angewendet, und doch wird das Übel täglich ärger. Da gingen die bekümmerten Wärter zum Kranken und ermahnten ihn: „Willst du gesund werden, so rufe den Bruder Notker, bitte ihn um Verzeihung und um seinen Segen." Aber der Kaplan verachtete ihre Ermahnung. Indessen wurde der Fuß immer schlimmer, der Schmerz immer heftiger. Endlich da die Qual unerträglich war, beugte sich sein Stolz, und weinend bat er die Mönche: „So gehet denn eilends hin und holet mir den Diener Gottes, daß er mich segne!" Augenblicklich kam Notker. Da sprach der Kranke: „Verzeihe mir um Gottes willen

und bitte für mich, daß mir geholfen werde." Notker betete, und sogleich empfand der Kranke Linderung. Das Bein fing an zusammenzuwachsen und in wenigen Tagen war der Hofkaplan gesund an Leib und Seele.

Unsterbliche Verdienste um das Kirchenlied und den Choralgesang im ganzen Abendlande hat sich Notkers dichterisches und musikalisches Talent erworben, und jahrhundertelang wurden seine innigfrommen Lieder beim Gottesdienste gesungen. Ein Bewunderer seiner himmlischen Kunst sagt mit Recht: „Bei Anhörung dieser göttlichen Gesänge wird das Gemüt der Gläubigen zur Andacht geweckt, das Herz erweitert, die Seele über sich selbst erhoben und geistig verklärt. Der heilige Gesang tröstet trauernde Gemüter, stimmt zur Freude müde Herzen und führt oft die Sünder zur Reue, daß sie, mehr von der Süßigkeit des Gesanges als durch Worte bewegt, ihre Sünden beweinen und zu Gott sich bekehren."

Die berühmteste Sequenz ist media vita (Mitten im Leben), über deren Ursprung eine spätere Zeit folgendes zu erzählen wußte:

Einst traf es sich, daß Notker bei einem Spaziergang an dem benachbarten Martinstobel in eine tiefe Schlucht blickte, als man eben im Begriff war, eine Brücke über den Abgrund zu bauen. Die augenscheinliche Lebensgefahr der Leute ging ihm zu Herzen. Er drückte seine Gefühle in einem herrlichen lateinischen Liede aus und dichtete zugleich eine ergreifende Singweise dazu. Das Lied lautet in deutscher Übersetzung also:

Mitten wir im Leben sind, von dem Tod umfangen.
Wer ist, der uns Hilfe tu', daß wir Gnad' erlangen?
Das bist du, Herr, alleine!
Du magst wohl über uns're Sünden
Gerechten Zorn empfinden.

Sieh', auf dich hofften unsere Väter.
Sie hofften, du warst ihr Erretter,
Heiliger Gott!
Dich riefen in der Not die Väter an,
Sie riefen, ihr Beten war nicht ein Wahn,
Heiliger starker Gott!
Veracht' uns nicht, wenn einst des Alters Tage kommen,
Verlaß uns nicht, wenn uns're Kraft verglommen,
Heiliger und barmherziger Erlöser!
Gib uns nicht hin in letzter Not
Dem bittern Tod!

Notkers Trauerklänge »Media vita« ertönten in St. Gallen nicht nur bei jährlich sich wiederholenden Bittfahrten auf die nahe gelegenen Höhen und Berge, sondern überhaupt zur Zeit schwerer Bedrängnisse. Wie so viele andere, so wurde auch dieses Tonstück von St. Gallen aus in alle Gegenden verbreitet; man sang es in den verschiedenartigsten Schrecken des Todes; es ertönte auf den stürmischen Meeres- und Seewogen und Kriegsheere stimmten es an während blutiger Schlachten. Ja man legte ihm mitunter in abergläubischer Meinung die Wirkung bei, als könne man sich dadurch vor dem Tode sichern und dem Gegner den Untergang bereiten. Das Kölner Provinzial-Konzil vom Jahre 1310 verbietet diesen abergläubischen Gebrauch.

Das Lied wurde am Allerseelentage nach dem Libera gesungen und auch sonst als Begräbnislied gebraucht. Selbst als Lied vor der Predigt tritt es auf. Die älteste deutsche Übersetzung, die noch vorhanden ist, stammt aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts. Ein Basler Gesangbuch aus der Reformationszeit hat es in deutscher Übersetzung als Lied vor der Predigt aufbewahrt und in Luthers Kirchenlied „Mitten in dem Leben sind wir vom Tode umfangen" finden wir es teilweise wieder. Auch die englische Hochkirche hat

sich des »Media vita« versichert, indem sie es in ihre

Notker.
Miniatur des 12. Jahrhunderts.

Agende aufnahm. Es findet sich in den meisten ältern Gesangbüchern und wird auch jetzt noch in geistlichen

und weltlichen Gesangvereinen, sowie an bestimmten Orten in der Kirche gesungen. Auch im Anhang zum St. Galler Diözesan-Brevier hat es Aufnahme gefunden.

Wie sehr dem seligen Notker die Liebe des Nächsten am Herzen lag, beweist der Bericht der Legende, daß er für seinen verstorbenen Neffen Wolo täglich das Offizium betete, als ob dieser noch am Leben wäre. Die Tage seines späteren Alters widmete dieser Diener Gottes dem Gebete und der Vorbereitung auf die Ewigkeit. Am 6. April 912 entschlief er gottselig, reich an Verdiensten. Lange Zeit nach seinem Tode zeigte sich das Herzeleid seiner Mitbrüder durch Worte dankbarer und wehmütiger Erinnerung, so oft von ihm die Rede war. Im Auftrage Papst Leo X. nahm Bischof Hugo von Konstanz 1513 den Heiligsprechungsprozeß vor. Notkers Festtag wird in der Diözese St. Gallen am 8. April gefeiert.

9. Kapitel.

Abt Salomo.

Einer der hervorragendsten Äbte ist Salomo, der von 890—919 an der Spitze St. Gallens stand. Es wurde bereits oben von ihm gesprochen. Als Bischof von Konstanz war er der dritte dieses Namens und ein Großer des Reiches, in dessen Geschicke er wiederholt mit kräftiger Hand eingriff. Doch sehen wir ab von seiner politischen Tätigkeit, um von seinem Wirken als Abt zu reden. Er ließ sich das Wohl des Klosters angelegen sein und wandte ihm auch be-

deutende Vergabungen zu. Er erbaute im Jahre 898 in St. Gallen die Magnuskirche und gründete in Bischofzell das St. Pelagiuskloster.

Bei König Konrad I. stand Salomo in hoher Gunst und dieser feierte seine erste Weihnacht 911 in Konstanz. Am Abend bei der Tafel erzählte der Bischof seinem Gaste von den schönen Abendprozessionen, welche während dieser Tage im Kloster gehalten würden. „O, daß wir doch dort wären," sprach der König, und wirklich machte er sich des andern Morgens samt dem Bischof und stattlichem Gefolge auf den Weg und kam gegen Mittag nach St. Gallen. Er überraschte in Gesellschaft zweier Bischöfe die Mönche an der Tafel, setzte sich an den Platz des abwesenden Abtes und aß von allem, was aufgetragen wurde, nachdem er vorher dem Propste befohlen, rein nichts anderes, als was sonst an diesem Tage gebräuchlich wäre, auftragen zu lassen. Der Propst bedauerte sehr, daß der König gerade an diesem, nicht am folgenden Tage zum Essen gekommen wäre. Denn morgen würden Erbsen ohne Hülsen und Weißbrot aufgestellt. Während der Mahlzeit lasen die Klosterschüler auf dem Lesepulte aus der Heiligen Schrift in lateinischer Sprache der Reihe nach Abschnitte vor, und jedem der Knaben, der vom Lesepult herabstieg, steckte König Konrad ein Geldstück in den Mund. Als der kleinste dieser Klosterschüler, der wohl noch nie in seinem Leben Geld gesehen hatte, weinend dieses ausspie, meinte der König: „Der wird ein trefflicher Mönch werden." Und als die Klosterschüler in feierlicher Prozession neben dem Kaiser vorbeischritten, da ließ dieser, um die Disziplin auf die Probe zu stellen, einen Korb voll Äpfel ausleeren. Zur Freude des Kaisers ließen auch die Kleinsten nicht in ihrer Haltung sich irre machen. Deshalb verordnete Konrad,

daß die Klosterschüler jährlich drei Tage zur Erinnerung an seinen Aufenthalt in St. Gallen Ferien haben sollten. Inzwischen hatten die zwei Oberhirten des Stiftes Befehl erhalten, innerhalb 24 Stunden für das ganze Gefolge des Kaisers Hirsche, Bären und jeder Gattung Wildbret zu erlegen. Nun begann eine frohe Mahlzeit! Fleisch und Wildbret wurden auf des Kaisers Befehl auf der Tafel der Mönche aufgestellt, Musikanten spielten und — was alles in der Zelle des heiligen Gallus bis anhin unerhört war — selbst Tänzer traten auf. Zur Sühne eines von seinem Ahnen, Gaugraf Warin, an dem heiligen Otmar begangenen Frevels behängte der Kaiser den Otmars-Altar eigenhändig mit kostbaren Tapeten und legte ein Opfer von Gold und Silber auf denselben. Zum Andenken an den Besuch vergabte er auch Einkünfte in Stammheim, damit die Klostergeistlichen künftighin in der Weihnachtswoche etwas Besseres zu essen hätten als Erbsen. Jedem Klostergeistlichen, in deren Brüderschaft sich der Kaiser aufnehmen ließ, schenkte Kaiser Konrad ein Pfund Silber für die Kleidung. Am vierten Tage nachher fuhr Konrad nach Bodmann am Untersee, einer alten Kaiserpfalz. Die drei von ihm gestifteten Spieltage aber wurden noch im 18. Jahrhundert gehalten.

Eine andere Stiftung machte Bischof Salomo bei seinem letzten Besuche in St. Gallen, an Weihnachten 918. Als er schon von den Brüdern Abschied genommen hatte, ging er im Vorbeigehen in die Schule. Die Knaben machten ihn zu ihrem Gefangenen und setzten ihn auf den Stuhl des Lehrers. Dann sagten sie aus dem Stegreif lateinische Verse her, was ihn so erfreute, daß er sie umarmte und küßte. Schnell versammelte er noch einmal die Ersten der Brüder und machte die Verordnung, daß den Schülern inskünftig an den Ferientagen König

Konrads Fleisch aus der Küche des Abtes verabreicht werden soll. Wenige Tage darauf starb er am 5. Januar 919.[1]) Seine Regierung ist nach der Schilderung des Chronisten Ekkehart die höchste Blütezeit des Klosters St. Gallen. Wenn dieser auch manche Züge berichtet, die auf übersprudelnden Lebensmut oder sogar auf Roheit und Raufluft hinweisen, so war das Kloster doch während dieser Zeit im großen und ganzen eine weithin leuchtende Stätte der christlichen Religion und Tugend, der Kunst- und Wissenschaft. Die Zahl der Mönche betrug etwa 100, wovon 42 Priester, 24 Diakonen, 25 Subdiakonen, 20 Knaben waren. Es wurden Vornehme und Geringe, Adlige und Leibeigene aufgenommen. Ihr Leben war geordnet nach der Regel des heiligen Benedikt. Jede Nacht standen sie auf, um im Chore die Mette zu halten. Nach einer kurzen Ruhe, die auf die Nachtmette folgte, wurden die gottesdienstlichen Übungen wieder aufgenommen und auf den Altären des Münsters die stillen Messen gelesen. Es wird 7 Uhr, und das Glockenzeichen ruft wieder alle gemeinsam zum Prim-Gesange, zur Anhörung des Martyrologiums und Nekrologiums. Hierauf verlassen wieder alle den Chor, und gehen an ihre bestimmten Arbeiten, die einen in ihre Werkstätten, andere an ihre Schreibtische, wieder andere zu ihren Zöglingen in die Schule. Es wird 9 Uhr, und abermal rufen die Glocken den ganzen Konvent samt den Zöglingen in die Kirche. Nach gesungener Terz tritt der verordnete Priester an den Hochaltar, und der Chor beginnt den Introitus oder Stufengesang in einfachem Chorale. Nach vollendetem Amte werden noch Sext und Non

[1]) Vgl. über das „Lehrerfangen in St. Gallen" Dr. F. Falk, Schule, Unterricht und Wissenschaft im Mittelalter, Bd. IV der „Geschichtl. Volks- und Jugendbibliothek", S. 46—48.

gesungen, und alle begeben sich wieder zu ihren Arbeiten bis zum wohlverdienten Mittagessen. Denn Mahlzeiten gab es täglich nur zwei, am Mittag und Abend, wobei vorgelesen wurde. Der Fleischgenuß war nur Kranken und sehr Schwachen gestattet. Die gewöhnliche Nahrung bestand aus Hülsenfrüchten und Haferbrei, Mus genannt.

10. Kapitel.

Die Ungarn in St. Gallen.

Nach Salomos Tode brachen böse Zeiten über das Kloster herein. Er selbst erwähnt in einem seiner lateinischen Gedichte der Ungarnot, die seit dem Jahre 900 sich fühlbar machte als eine furchtbare Geißel des deutschen Reiches. Dieses kühne Reitervolk, unter Zelten lebend, trieb Jagd und Fischfang. Die fruchtbaren Triften an den Ufern der Donau und Theiß gaben ihren Pferden und Rindern ergiebige Weide. Niedrig gewachsene Gestalten mit häßlichem Gesicht, tiefliegenden Augen, kahlgeschornem Haupte, erschienen sie den Deutschen als menschliche Ungeheuer und schaudernd erzählte man sich, daß sie rohes Fleisch äßen, Blut tränken und die Herzen der Gefangenen als Arznei verzehrten. Kühne Reiter, ausgezeichnete Schützen, nur mit dem krummen Säbel, Wurfspieß und Bogen bewaffnet, überschütteten sie den Feind von ferne mit sicher treffenden Pfeilen und brachten ihn durch die Schnelligkeit ihrer Bewegungen in Verwirrung. Abgehärtet und allen Strapazen gewachsen, unter sich im Verband strenger Mannszucht und durch Späher

Einbanddeckel der Handschrift 216. (Vorderseite.)
Aus dem 9. Jahrhundert. Pastoralregel Gregors des Großen.

Einbanddeckel der Handschrift 216. (Rückseite.)
Emailliertes Kupferblech.

trefflich unterrichtet, erschienen sie plötzlich auf ihren schnellen Rossen, alles verheerend und plündernd, weite Strecken sengend und brennend. Grausamer als wilde Tiere mordeten sie die Männer und alte Weiber, schleppten Frauen und Mädchen in die Gefangenschaft, raubten was fortzubringen war und ließen hinter sich rauchende Trümmer. Nur eine Stadt mit festen Mauern konnte vor ihnen schützen. Auf dem offenen Lande blieb keine Rettung als schleunige Flucht in die Wälder oder Sümpfe.

Im Frühjahr des Jahres 926 kam die Schreckensbotschaft nach St. Gallen, daß die gefürchteten Reiterhorden sich gegen die Ufer des Bodensees wälzten. Abt Engelbert (924—933) behielt in allen Gefahren kaltes Blut. Er ließ Dienstmannen und Knechte des Klosters zur Verteidigung aufbieten und die Mönche selbst rüsteten sich eilig zu entschlossenem Widerstand. Aus dicken Linnengeweben wurden Panzer gefertigt, Schleudern geflochten, aus starken Brettern und Weidengeflechten Schilde hergestellt, Sparren und Knüttel zugespitzt und am Feuer gehärtet. Auf einer Anhöhe an der Sitter, im Walde verborgen, wurde ein verschanztes Lager angelegt, von Bäumen gesäubert, mit Wall und Graben befestigt. Dahin wurden Lebensmittel gebracht und in eine schnell errichtete Kapelle die Kreuze und fast der ganze Kirchenschatz. Die Bücher aber sandte der Abt nach dem Kloster Reichenau im Untersee. Die Greise und Knaben bestiegen die Schiffe und fuhren nach der Wasserburg am jenseitigen Ufer des Bodensees, die dem Kloster gehörte und deren Hörige ihnen zum Schutze dienen sollten. Der Abt befahl ihnen auch Lebensmittel mit zu nehmen, damit sie häufiger auf den Schiffen verweilen könnten.

Späher mußten bei Tag und Nacht aufpassen, um zu rechter Zeit zu warnen, damit alle sich in

Sicherheit bringen könnten. Der Rauch und der nächtlich vom Feuer gerötete Himmel deuteten auf die Lagerplätze der Ungarn und die Richtung ihres Zuges. Im Kloster befand sich damals ein sehr einfältiger und närrischer Bruder, Heribald mit Namen, der durch Wort und Tat viel Stoff zum Lachen gab, übrigens von guter Abstammung. Als nun, es war der 1. Mai 926, der Schreckensruf ertönte: „Sie kommen, sie kommen" und alles nach der Festung an der Sitter flüchtete, blieb er allein in den leeren Klostergebäuden zurück, weil ihm der Klosterkämmerer noch das Leder für die Schuhe schuldig sei. Und ohne dieses würde er nicht mitgehen, schwor er, als die Brüder ihn mit Gewalt mitführen wollten. So erwartete er unerschrocken die anstürmenden Ungarn. Auch die Klausnerin Wiborada blieb in ihrer Zelle bei der St. Magnuskirche eingeschlossen.

Es währte nicht lange, da stürmten die Reiter heran, starrend von drohenden Wurfspeeren und Geschossen. Eilig sprangen sie vom Pferde, sorgfältig durchspähten sie die weiten Klosterräume. Sie fanden nichts als den einfältigen Heribald, der sie unerschrocken anstaunte. Verwundert über seine Kühnheit umstanden sie ihn, taten ihm aber nichts zuleide, als sie durch den gefangenen Geistlichen, welchen sie als Dolmetscher mit sich führten, merkten, wie es um ihn stehe. Er sollte ihnen den Kirchenschatz zeigen und ging ihnen mutig voraus zu dem verborgenen Pförtchen. Da aber nur einige vergoldete Leuchter in der Eile zurückgeblieben waren, ließen sie ihren Ärger an Heribald mit einigen Ohrfeigen aus.

Zwei der Räuber kletterten auf den Kirchturm, dessen Hahn auf der Spitze sie für golden hielten. Sie fielen aus Unvorsichtigkeit herab und wurden tot aufgehoben. Die Leichen wurden auf einem Scheiter-

haufen verbrannt, wobei die Kirche ebenfalls in Gefahr geriet. Zwei volle Fässer Wein im Keller der Brüder wurden von den Ungarn verschont, als Heribald vom Zerstören abmahnte, als ob er ihr Kamerad wäre und sagte: Laß das, mein Guter! Was sollen wir denn trinken, wenn ihr fortgegangen seid? Als der Dolmetsch dem Ungar den Sinn der Worte erklärte, lachte er laut auf und bat die Genossen, daß sie seines Narren Gefäße nicht berühren möchten. So blieben sie unversehrt bis zur Zurückkunft des Abtes.

Der flache Platz des innern Klosters ward von den Ungarn zum Speisesaal hergerichtet. Nach ihrer Sitte lagerten sie sich in das grüne Gras, während Heribald für sich und den gefangenen Priester zwei Schemel hinstellte. Reich war die Mahlzeit und auch Heribald ließ es sich trefflich schmecken. Die Ungarn zerrissen ohne Messer mit den Zähnen das halb rohe Fleisch und bewarfen sich mit den abgenagten Knochen. Auch Wein wurde in vollen Kufen in die Mitte gesetzt und jeder trank, soviel er wollte. Nachdem sie aber davon ziemlich erhitzt geworden, begannen sie in entsetzlicher Weise zu ihren Göttern zu rufen. Der gefangene Geistliche und Heribald mußten das Gleiche tun. Der Geistliche rief zuerst laut mit ihnen in ihrer Sprache, dann begann er unter Tränen ein Lied vom heiligen Kreuze, dessen Festtag eben bevorstand. Als Heribald mit seiner rauhen Stimme ebenfalls einfiel, eilten alle zu dem ungewohnten Gesange herbei, tanzten und sprangen dazu, wobei ihre Fürsten zuschauten. Einige zeigten auch ihre Geschicklichkeit im Waffenspiel. Der gefangene Priester hielt den Augenblick für günstig, um sich die Freiheit zu erbitten. Im Vertrauen auf die Hilfe des heiligen Kreuzes fällt er unter Tränen den Fürsten zu Füßen. Er kam aber schlimm an und eben zogen die Ungarn ihre Messer, um sie an seinem

Kopfe zu probieren, als aus dem nahen Walde Signalhörner sich hören ließen. Sie kamen von den ausgesandten Spähern, welche meldeten, daß in der Nähe eine wohlbesetzte Festung liege. Sofort stellten die Ungarn sich in Schlachtordnung vor dem Tore auf; der Priester und Heribald waren vergessen. Da man aber hörte, daß die Festung wegen ihrer Lage schwer anzugreifen und wegen der Verproviantierung schwierig auszuhungern sei, beschlossen sie den Abzug. Sie zündeten, da die Nacht unmittelbar bevorstand, einige Häuser des Dorfes an, das sich bereits um das Kloster gebildet hatte, als Leuchte auf den Weg und schlugen die Richtung nach Konstanz ein. Die Leute in der Burg glaubten, das Kloster stehe in Brand und eilten herbei. Sie töteten einige Nachzügler und nahmen einen, der verwundet war, gefangen.

Am andern Morgen wagte sich Abt Engelbert mit wenigen Begleitern nach dem Kloster, um vorsichtig auszukundschaften, wie es stehe. Mitleidig suchte man nach der Leiche des Heribald, um ihn zu begraben und da man sie nirgends fand, betrauerte man ihn, weil man ihn als Gefangenen fortgeschleppt glaubte. Man dankte übrigens Gott, daß die Sache so glimpflich abgelaufen war.

Im Begriffe, sich wieder in die Burg zurückzuziehen, stießen sie auf Heribald und seinen Leidensgenossen, die sich in dem Walde verborgen hatten. Man hielt sie im Halbdunkel zuerst für feindliche Kundschafter, erkannte aber dann Heribald und ließ ihn mit seinem Begleiter ein, und da sie seine ganze Leidensgeschichte erfahren, bewirteten sie ihn gastlich. Man war froh über ihn, weil er mit dem gefangenen Ungar reden konnte, welcher sich später taufen ließ, ein Weib nahm und Familienvater wurde.

Unterdessen leuchtete der Himmel ringsumher Tag

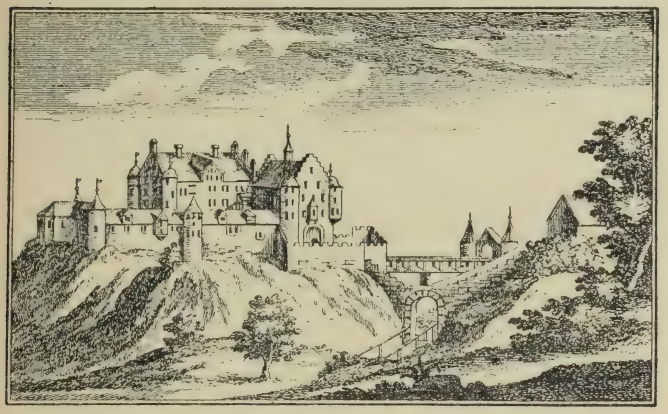
und Nacht vom Feuer wieder, weshalb Abt Engelbert nicht wagte, die Festung zu verlassen. Diese wurde vielmehr durch Wall und Graben noch verstärkt. Auch ein Brunnen wurde innerhalb der Verschanzung gegraben. Einzelne Beherztere kehrten auf kurze Zeit ins Kloster zurück, um dort Messe zu lesen, wurden aber stets mit Bangen zurück erwartet. Unterdessen verkürzte man sich die Zeit mit den komischen Erzählungen Heribalds von seinen Ungarfreunden, die ihm so reichlich Fleisch und Wein zukommen ließen wie der Kellermeister niemals. „Und wenn du nicht trinken wolltest," sprach der Priester, „so zwangen sie dich dazu." „Das kann ich nicht in Abrede stellen," erwiderte Heribald. So ergötzten sie sich noch bei allem Elende. Erst als seit langer Zeit in der ganzen Gegend kein Ungar mehr gesehen worden, wagte man das Kloster zu betreten, reinigte alles von Grund aus und ließ durch den Bischof Noting von Konstanz die Kirchen mit geweihtem Wasser besprengen.

11. Kapitel.

Die heilige Wiborada. Die Sarazenen.

Von der heiligen Wiborada ist bereits die Rede gewesen. Wir wollen dem Leser noch Näheres über ihr Leben mitteilen, das uns von Hartmann aufgeschrieben ist. Sie wurde im Thurgau geboren als Tochter eines Edlen von Klingen. Schon als Kind verachtete sie den weltlichen Glanz und ging täglich barfuß zur weitentlegenen Kirche, um zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit zu suchen, und dann

erst ihre Handarbeit vorzunehmen. Als sie eines Tages nach dem Willen der Eltern sich schöner schmücken mußte, war ihr dieser Schmuck so zuwider, daß sie ihn auf dem Wege nach St. Gallen, wo sie von heftigen Kopfschmerzen befallen wurde, ablegte. Dieser Tag war auch für ihr künftiges Schicksal entscheidend, denn als sie in St. Gallen ankam, wendete sie sich zu ihrem Bruder Hitto, der dort die Schule besuchte,



Altenklingen im Thurgau, die Stammburg der heiligen Wiborada.

und beriet sich mit ihm mündlich und später durch getreue Boten über ihre Standeswahl.

Bald darauf wurde Hitto zum Priester geweiht; und wenn er nun die Psalmen Davids mit großer Andacht betete, so wurde Wiborada von heiliger Sehnsucht ergriffen, diese heiligen Gesänge ebenfalls beten zu können, daher bat sie ihren Bruder, sie hierin zu unterrichten, was er auch tat. Bald wurde sie selbst seine Lehrerin nnd ermahnte ihn eindringlich, der Welt

gänzlich zu entsagen. Des Bruders Herz ward erschüttert, er faßte Mut, trat in das Kloster zu St. Gallen, und beugte seinen Nacken unter das sanfte Joch der Regel. Sein frommer Wandel gefiel dem Abte und dieser bestellte ihn zum Priester bei der St. Mangenkirche, bei welcher er auch lange Zeit in großer Frömmigkeit sein Amt verwaltete. Wiborada wurde von Bischof Salomo anläßlich eines Besuches, den er dem Kloster abstattete, im Jahre 912 nach St. Gallen gebracht. In einem kleinen Häuschen nahe bei St. Georgen oberhalb der Stadt brachte sie vier Jahre unter großer Entbehrung zu. Im Jahre 916 begehrte sie in einem Häuschen bei St. Mangen eingeschlossen zu werden. In dieser Klause verharrte sie ein volles Jahrzehnt. Im Frühjahr 926 kamen die Hunnen (d. h. Ungarn); man mahnte Wiborada zur Flucht, allein sie blieb zurück. Der Mönch Hartmann sagt von ihrem Tode, daß am 1. Mai die Hunnen das Häuschen der Wiborada verbrennen wollten; allein die Flammen schlugen nicht an und da stiegen die Hunnen auf das Dach, entfernten die Ziegel und erschlugen Wiborada. Sie starb am folgenden Morgen an ihren Wunden. Nach acht Tagen kehrten die Mönche zurück und bestatteten sie. Im Jahre 1047 wurde sie durch Papst Klemens II. heilig gesprochen. Durch den Tod der Wiborada erhielt die Magnuskirche noch eine besondere Weihe. Ihr Fest wird am 11. Mai gefeiert.

Um die Mitte des 10. Jahrhunderts brachten die Sarazenen, die damals sich in den Alpen festgesetzt hatten, neue Bedrängnis; sogar auf die Brüder, wenn sie mit dem Kreuze um die Stadt Prozession hielten, schossen sie aus nächster Nähe ihre Pfeile. Der Dekan Walto kundete ihre Schlupfwinkel aus und überraschte sie mit einer Anzahl Klosterknechte in der Stadt. Mit Lanzen, Sensen und Beilen wurden einige nieder-

gemacht; andere konnten, flüchtig wie Gemsen, in die Berge entkommen. Mehrere wurden gefesselt ins Kloster geführt. Sie starben freiwillig, indem sie weder essen noch trinken wollten.

12. Kapitel.

Der Klosterbrand und seine Folgen.

Schlimmere Heimsuchung als die Ungarn- und Sarazenennot mußte Abt Thioto (933—942) erfahren. Unter ihm wurde das Kloster in Asche gelegt. Es war der jährlich wiederkehrende Festtag des heiligen Markus, der 25. April 937. Die kleinen Schüler hatten, wie gewohnt, sich so aufgeführt, daß sie dafür am folgenden Tage die Rute erhalten sollten. Sie standen bereits im Hemde da, einer empfindlichen Züchtigung gewärtig; einer der Schuldigen wurde in den oberen Teil des Hauses geschickt, um von den dort niedergelegten Ruten zu holen; dieser aber, um sich und seine Genossen von der Strafe zu befreien, riß schleunig ein Scheit aus dem brennenden Ofen und steckte es in die dem Dache nächsten dürren Hölzer, wobei er das Feuer noch in aller Eile anblies. Als ihm die Strafvollstrecker zuriefen, warum er zögere, rief er laut schreiend zurück, das Haus stehe in Brand. Schnell waren die dürren Holzziegel vom Feuer verzehrt, das noch dazu vom Nordwind angeblasen wurde und sogleich stand das ganze Haus in Flammen. Schneller, als man es beschreiben kann, ziehen die Schüler ihre Kleider an, lassen den Schulmeister stehen und steigen auf das Dach. Doch war das Gebäude nicht mehr zu

retten. Langsam fraß die Flamme um sich, so daß die Glocken, die Bücher, der Kirchenschatz und Reliquien der Heiligen gerettet werden konnten. Immerhin ging viel Gut verloren; die goldenen Zierate an den Kirchenwänden schmolzen, so daß das Gold nachher tropfenweise aus der gesäuberten Asche hervorgesucht werden mußte. Der vielgepriesene Bau Abt Gozberts war vernichtet, nachdem er wenig mehr als 100 Jahre gestanden. Welche Strafe den jugendlichen Bösewicht ereilte, hat die Chronik nicht aufgezeichnet. Nachträglich wurde noch vieles geraubt, viele Bücher gestohlen.

Bedeutend war auch die moralische Einbuße an der Disziplin, welche das Kloster infolge des Brandes erlitt. Alle Ordnung schien aufgelöst. Denn da außer Schule und Kirche auch die Wohnung der Brüder und alle Vorräte verbrannt waren, zerstreuten sich die Mönche zum Teil auf die verschiedenen Besitzungen und gaben zu allerlei Gerede Anlaß. Andere suchten das klösterliche Joch ganz abzuwerfen und gewannen das ungebundene Leben lieb. Bei der Brandstätte blieben nur die Greise und die Jüngern zurück, die sich nicht gerade durch willigen Gehorsam auszeichneten.

Abt Thieto dankte ab und hatte seinen leiblichen Bruder Kraloh zum Nachfolger (942—958). Er wollte an der alten Zucht und Strenge festhalten, oft nur allzusehr und war gegen die Fehlenden unerbittlich. Er zwang die Mönche, zu Hause zu bleiben, zu rechter Zeit das Stillschweigen zu beobachten, überhaupt sich an die Regel zu halten. Auch in der Schule sollte mit den Knaben strenger verfahren werden. Das machte böses Blut und Abt Kraloh war genötigt abzudanken.

13. Kapitel.

Abt Burchard I. Die Ekkehartе.

Abt Burchard I. (959—971), der Sohn des Grafen Ulrich von Linzgau und der Wendelgarde war schon als kleiner Knabe dem heiligen Gallus geweiht worden. Er war von zartem Körperbau und feinem milden Gemüte, was ihn bei den Mitbrüdern sehr beliebt machte. Unter ihm begann für das Kloster eine zweite geistige Blütezeit. Von seinem menschenfreundlichen Walten hat der Chronist Ekkehart verschiedene Anekdoten überliefert. Hier eine von vielen.

Einst kam ein welscher Bettler und stellte sich lahm und gliedsüchtig. Er wurde einem Wärter übergeben, der ihm nicht recht traute und mit Mühe den fetten, schweren Taugenichts ins Bad brachte. Als diesem das Bad zu heiß wurde, rief er in welscher Mundart: »cald est, cald est« (es ist warm, sehr warm). Der deutsche Wärter verstand: Es ist kalt; und je mehr der Welsche schrie »cald est«, desto mehr siedendes Wasser goß der Wärter über ihn aus. Der vorgebliche Lahme hielt es nicht länger aus, sprang aus dem Bade und wollte sich davon machen, wurde aber vom Wärter gezüchtigt, bis der Dekan Ekkehart auf den Lärm herbeikam, die Streitenden auseinander brachte und jedem die verdiente Zurechtweisung gab.

Um diese Zeit lebten vier Mönche im Kloster, welche als dessen besondere Säulen gerühmt werden; es sind dies Ekkehart, Lehrer und Dekan, Notker zubenannt Pfefferkorn, Gerald und der spätere Abt Burchard II. Ekkehart, zum Unterschied von den folgenden gleichen Namens der I. genannt, war lange Dekan des Klosters. Er starb im Jahre 973. Er ist

der Verfasser des Waltharius manu fortis „Walther Starkhand". So heißt das lateinische Heldengedicht, welches die Flucht Walthers von Aquitanien mit der burgundischen Königstochter Hildegunde aus dem Hunnenlande nach Frankenland erzählt und namentlich die Kämpfe Walthers mit den Mannen Gunthers und Hagens am Wasgenstein schildert. Es sind ursprünglich alte deutsche Heldenlieder, die mit dichterischer Begabung und frischer Darstellung uns ein köstliches Bild von altgermanischer Heldenkühnheit vor Augen führen, wie man gesagt hat: „nibelungischer Inhalt in virgilischem Gewande". Ekkehart I. brachte vier Neffen ins Kloster, Ekkehart II. und III., Burchard den späteren Abt und Notker Labeo.

Ekkehart II. wurde später auch Palatinus „der Höfling" genannt, wegen seines Aufenthaltes am kaiserlichen Hofe. Er war ein stattlicher schöner Mann, durch persönliche Gewandtheit, durch Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ausgezeichnet. Auch das Portneramt bekleidete er, und als einst Hadwig, die Witwe Herzog Burchards von Schwaben, nach St. Gallen kam, um zu beten, wurde sie auf den tüchtigen Lehrer aufmerksam und erbat sich ihn vom Abt Burchard als Lehrer auf ihre Burg Hohentwiel. Dort las sie mit ihm den Virgil und belohnte das Kloster reichlich. Sie hatte in der Jugend griechisch gelernt und daher brachte Ekkehart bei einem seiner Besuche seinen Schüler und Vetter Burchard mit, damit er von ihrem Munde etwas Griechisch lernen möge. Sie gab ihm Anweisung im Griechischreden, und dieser mußte ihr dann wieder lateinische Verse aus dem Stegreif dichten. Sie hatte ihre herzliche Freude an dem Jungen und schenkte ihm, als er wegging, die Poesien des römischen Dichters Horaz und andere Bücher, die in der St. Galler Bibliothek aufbewahrt wurden.

Hadwigs Beziehungen zu St. Gallen brachten dem Kloster, wie die Chronik rühmt, manche Vorteile. Jedesmal, wenn Ekkehart St. Gallen wieder besuchte, gab die Herzogin ihm reiche Geschenke für die geistliche Stiftung mit. Kein Wunder, wenn daher Neid wach gerufen wurde, insbesondere in dem Kloster Reichenau, das mit St. Gallen auf gespanntem Fuße lebte. Die St. Galler Mönche behaupteten vom Abte Ruodmann von Reichenau, derselbe habe sie stets böswillig verleumdet, als ob sie nicht regelrecht lebten. Und der Klatsch, der üppig geblüht zu haben scheint, erzählte folgendes Geschichtchen: Ruodmann schlich sich in einer Nacht, als er glaubte, daß Ekkehart zur Herzogin gegangen sei, ins Kloster St. Gallen, um zu erspähen, ob er etwas Ungerades finden und ausbeuten könnte. Ekkehart, der im Kloster weilte, schlich ihm nach, machte Lärm und führte den Entpuppten ins Sprechzimmer. Dort bat Ruodmann, als einige Mönche kaum von den Besonnenen gehindert werden konnten ihn durchzupeitschen, aufs äußerste erschüttert und erschrocken, um Verzeihung, versprach alles Gute, versöhnte sich mit allen, und ging.

Ekkehart III., etwas jünger als sein Vetter Ekkehart II., begleitete, erst Diakon, ihn auf den Hohentwiel und unterrichtete da die Kapläne Hadwigs. Er war 30 Jahre lang Dekan und so beliebt, daß bei seinem Tode einer seiner Mitbrüder über seine Leiche fiel und vor Schmerz starb.

Ekkehart IV. ist der letzte große Vertreter der St. Gallischen Wissenschaft vor einer langen Zeit des Dunkels. Nachdem er in St. Gallen Notker Labeos Unterricht genossen, zog er nach dessen Tode nach Mainz, wo er als Vorsteher der Schule wirkte und sich in musikalischen Künsten und in der Schriftstellerei betätigte. Er überarbeitete das Waltharilied seines

Oheims Ekkeharts I., und fand große Anerkennung für seinen Gesang, so am Osterfeste 1030 zu Ingelheim vor der gesamten Kaiserfamilie, wo er so glänzende Beweise seiner Kunstfertigkeit kundgab, daß er nicht nur deren Bewunderung und Anerkennung erwarb, sondern auch mit kostbaren Geschenken bedacht wurde. Nach St. Gallen zurückgekehrt, arbeitete er noch drei Jahrzehnte für Schule und Kloster. Die ganze Wissenschaft des Mittelalters war sein Eigentum. Er hatte die Bibel, die Kirchenväter, die Legenden der Heiligen gründlich studiert; nicht minder auch die römischen Klassiker; das bezeugt sein großer schriftlicher Nachlaß, einer der reichsten jener Zeit. Er nahm sich vor, das Geschichtswerk Ratperts wieder aufzunehmen. Mit diesem Vorsatze zeichnete er, um die Mitte des 11. Jahrhunderts, auch dasjenige auf, was ihm die klösterliche Tradition über die hervorragenden Brüder des Klosters aus früherer Zeit zugetragen hatte. Überhaupt läßt sich Ekkeharts Buch weit richtiger als eine Sammlung von Geschichten der merkwürdigen Klosterbrüder bezeichnen, denn als eine Chronik des Klosters selbst. Freilich macht es sich recht deutlich spürbar, daß zwischen den Dingen, deren Schilderung Ekkehart durchführte, und seiner eigenen Zeit nahezu 100 Jahre lagen. Durchweg ahmt er, wie alle Literaten der Zeit, die Alten nach; er lebt zum Teil in deren Gedankenkreis und Anschauungen. Aber in echt mittelalterlicher Weise verbindet er die Bilder der römischen und griechischen Geschichte mit den christlichen Legenden und biblischen Erzählungen, ohne zu fühlen, daß er dadurch oft ins Abgeschmackte verfällt. So vergleicht er Christus mit dem römischen Kriegsmann Marius, der nach Sallusts Schilderung ehrenvolle Narben trug; Petrus erscheint als himmlischer „Konsul", Gallus als „Prätor". Die Benützung der Züge

aus dem klassischen Altertum ist lediglich eine rein äußerliche, mechanische. Biblische Bilder, Ausdrücke und Redeweisen alter Klassiker laufen unserm Mönch fast auf jeder Seite in die Feder. Bei der Schilderung des glänzenden Aussehens von Ekkehart II. erinnert er an die Schilderung des Moses im Geschichtsbuche von Josephus, und an die Schilderung des Augustus in den alten Kaisergeschichten; den Einbruch des Ruodmann ins Kloster vergleicht er dem Löwen, der da sucht, wen er verschlinge, und dem Wolf, der in die Hürden einbricht. Leider ist er nicht bis zur Schilderung seiner eigenen Zeit gekommen. Doch blieb er der Gegenwart nicht fremd. Mit wahrem Behagen schildert er im „Ferienlied" die Vergnügungen, die Waffenübungen, Spiele und Genüsse der St. Galler Schüler in den Vakanzen, da die Rute Frieden hielt und der Aufseher die Augen verschloß. Ekkehart zeigt sich da als einer der besten und anmutigsten Erzähler des Mittelalters.

Als Abt Burchard alt geworden, dankte er ab und zog sich in den „Winkel der Alten" zurück. In seinen letzten Lebensjahren erlebte er noch einen Kaiserbesuch. Im Jahre 972, am 14. August am Vorabende vor Mariä Himmelfahrt, erschien Kaiser Otto I. unangemeldet und unerwartet in St. Gallen. Er kam über den Septimer aus Italien; bei ihm befand sich sein Sohn, der nachmalige Kaiser Otto II. Otto I. war ein Freund und Beschützer des Benediktinerordens, hielt dagegen streng darauf, daß in allen Klöstern dieses Ordens die Regel des heiligen Benedikt genau beobachtet werde. Sein Besuch galt daher der Prüfung der Klosterdisziplin. Die Mönche befanden sich beim Vespergesange in der Kirche; der Kaiser trat mitten in den Chor, machte absichtlich Geräusch, indem er seinen Stock fallen ließ und war dann freudig

erbaut, als die Mönche durch diesen Lärm in der Andacht sich nicht stören ließen und er „keines einzigen Geistlichen Kopf noch Auge sich bewegen sah“. Der Kaiser ging hierauf in das Innere des Klosters und unterhielt sich dort mit Notker, seinem ehemaligen Hofarzte; er und sein Sohn, Otto II., führten den erblindeten Greis sorglich an der Hand zwischen sich in das Innere des Klosters hinein, wo er sich neben den Kaiser setzen mußte. Da sprach Notker: „O, ich glücklichster Blinder, der ich heute so hohen Führer habe, wie es keiner jemals verdient hat.“ Drei Jahre darauf starb er am 12. November 975. Das Totenbuch nennt ihn den gütigsten Lehrer und Arzt. Wegen der scharfen Handhabung der Disziplin hatte er den Beinamen „Pfefferkorn“ erhalten.

14. Kapitel.

Abt Burchard II. Notker der Deutsche.

Jener Knabe Burchard, der einst bei Hadwig Griechisch gelernt hatte, zeigte noch als Abt (1001—1022) Eifer für die Studien. Seine Regierung ist eine Nachblüte die immer noch schöne Früchte zeitigte. Von ihr sagt die gleichzeitige Hauschronik: „Das Studium verschiedenartiger Poesien lebte wieder auf. Es entstanden neue Hymnenwerke, auch verfaßte man verschiedene Bücher mit Erklärungen.“ Um diese Zeit war die St. Galler Gelehrsamkeit vertreten durch Notker, genannt Labeo, d. h. der Großlefzige, wegen seiner großen Lippen, ein wahres Universalgenie, Theologe, Sprachkundiger, Astronom, Mathematiker, Musiker

und Dichter in einer Person, verkörpert dieser Notker die Vielseitigkeit der St. Galler Schule. Aber eine Tätigkeit dieses Mannes ist es, die ihm ein bleibendes Gedächtnis in der Geschichte der Literatur gesichert hat: er pflegte die deutsche Sprache und übersetzte Stücke der Bibel und Schriften lateinischer Klassiker ins Deutsche, wovon sich aber nur noch einiges erhalten hat. Man hat ihn „Notker den Deutschen" genannt. Denn ihm kommt das Verdienst zu, die deutsche Sprache in der Literatur zu allgemeiner Bedeutung gebracht zu haben. „Sein Name", sagt der Geschichtschreiber von St. Gallen, Ildefons von Arx, „wird zu allen Zeiten denen, welche das Altdeutsche studieren werden, ehrwürdig sein." Notker schloß in glänzender Weise die Epoche der althochdeutschen Literatur.

Wie unsere Sprache damals gelautet habe, läßt sich aus folgenden Zeilen erkennen, die den Anfang des 1. Psalms bilden, wie dieser Notker ihn übersetzt hat:

Der man ist salig, der in dero argon rât ne
Der Mann ist selig, der in der Argen Rat nicht
gegieng, noh an dero sundigon wege ne stuont,
gieng, noch an der Sündigen Wege nicht stund,
noh an dem suhtstuole ne saz; nube der ist
noch an dem Lasterstuhle nicht saß; sondern der ist
salig, tes willo an Gotes eo ist, unde der
selig, deß Wille an Gottes Gesetz ist, und der
dara ana denchet tag unde naht.
dar = an denket Tag und Nacht.

Wie Notker der Erste war, welcher die deutsche Sprache in der Schule einführte, so besitzt die musikalische Welt von ihm den ältesten in dieser Sprache geschriebenen Traktat über Musik. Derselbe war offenbar für den Schulunterricht bestimmt und handelt von den acht Tönen, den Tetrachorden, den Tonarten und

von der Mensur der Orgelpfeifen. Von allen seinen Freunden und Schülern tief betrauert endete Notker sein tätiges Leben im Jahre 1022, am 29. Juni. Zu seinen ausgezeichneten Zöglingen gehörte Ekkehart IV., von dessen Verdiensten als Dichter und Geschichtschreiber bereits die Rede war.

Wenige Tage nach Notker, am 17. Juli 1022 starb in Italien Abt Burchard II. Er war mit dem Heere Heinrichs II. dorthin gezogen und mit vielen andern von der Pest hingerafft worden. Sein Todesjahr kann für das Kloster verhängnisvoll genannt werden, da innerhalb sechs Monaten vier Klosterlehrer und mehrere andere Mönche starben.

15. Kapitel.

Kriegerische Äbte.

Mit dem Tode Ulrich II. († 1076) trat im Stift St. Gallen eine Wendung zum Schlimmern und ein Verfall der bisherigen Zucht und Wissenschaft ein. Pflicht des Geschichtschreibers ist es, nicht nur das Gute zu rühmen; er soll auch das Gegenteil nicht verschweigen; in einem Gemälde darf nicht alles Licht sein; auch die Schattenseiten sollen nicht fehlen.

Das Unglück begann damit, daß von jeder der damaligen Parteien im Reiche ein Abt eingesetzt wurde. Diese zwei Äbte bekämpften einander mit fremder Hilfe zum Schaden und Nachteil des Klosters. Es war das eiserne Zeitalter der St. Galluszelle, wo statt der Psalmgesänge Waffengeklirr in den geweihten Räumen widerhallte. An Ostern 1077 setzte der

Gegenkönig Rudolf von Schwaben den Mönch Lutold von Nellenburg als Abt ein. Die Brüder unterwarfen sich ihm nicht gern und als er seine Würde antreten wollte, zerbrachen sie ihm den Abtsstab im Chor. Sie standen auf Seite König Heinrichs IV. und dieser setzte seinen Verwandten, Ulrich von Eppenstein, als Abt ein, obschon er nicht einmal Mönch war. Die Brüder vertrieben Lutold, welcher zum Abte Ekkehart von Reichenau floh. Dieser versuchte ihn mit Waffengewalt zurückzuführen. Abt Ulrich II. nahm den Kampf auf; in offener Feldschlacht stießen die Heere aufeinander. Ulrich eroberte und zerstörte wichtige feindliche Plätze, aber seine Gegner wußten es ihm reichlich zu vergelten. Viermal kam Ekkehart in den Jahren 1080 und 1081 nach St. Gallen hinauf, sengend und brennend. Das Kloster geriet arg in die Klemme. Es geschah, daß der antiköniglich gesinnte Abt von Reichenau St. Gallen überfiel und plünderte: so trieben es diese geistlichen Herren. Abt Ulrich vergalt wieder schonungslos, überfiel Kyburg, Ittingen, Toggenburg, baute hoch über Appenzell, an einem Felsen des Säntis eine Burg und ward zuletzt aller Feinde Meister.

Furchtbar litt während dieser Zeit das Volk. Feindliche Scharen überfielen die Dörfer, plünderten und verbrannten die Hütten, führten das Vieh weg und verwüsteten die Saaten. Der wehrlose Bauer mußte mit Weib und Kind in die Wälder fliehen und wurde durch Hunger und Krankheit hingerafft. Nicht einmal die steinernen Häuser der Edelleute boten Schutz vor den Schrecken des Krieges.

Das Hadern und Zanken, das Sengen und Brennen wollte kein Ende nehmen. Die päpstliche Partei erlebte den Triumph, daß ihr feurigster Vertreter, Gebhard von Zähringen, Bischof von Konstanz

wurde (1084). Im Thurgau befehdeten sich stets die Zähringer und St. Galler. Die Gebiete des jetzigen Toggenburg, St. Gallen, Appenzell, Thurgau wurden zum Schauplatz verheerender Gefechte und Raubzüge. Der behende, allzeit zum Losschlagen bereite Abt Ulrich genoß doch trotz aller Bedrängnisse den Ruhm, „den letzten Mann behauptet" zu haben. Eine Fehde löste die andere ab. Fiel ein großer Parteiführer, so erstand gleich ein neuer. Ulrich brachte es dahin, daß 1091 zu Mantua der St. Galler Mönch Arnold aus dem gräflichen Hause von Heiligenberg zum Gegenbischof von Konstanz ernannt wurde. Er selbst wollte ihn dort einführen, scheiterte aber am Widerstande der Bürger, die Gebhard treu blieben. Dafür ernannte ihn nun Heinrich IV. am 12. Mai 1093 zum Patriarchen von Aquileja. Er starb am 13. Dezember 1121.

Die folgenden Äbte sorgten zwar zum Teile gut für das zeitliche und geistige Wohl ihrer Untertanen. Ulrich VI. († 1220) wurde Fürst des römisch-deutschen Reiches und erhielt von Papst Innozenz III. auch kirchliche Gewalt über sein Gebiet, welches sich vom Bodensee bis Wil erstreckte, und daher den Namen „Fürstenland" erhielt. Jedoch Ordenszucht und Pflege der Wissenschaft wurden immer mehr vernachlässigt; manche Äbte waren in beständige Kriege verwickelt. Als Mitglieder des Stiftes wurden fast nur Adlige aufgenommen, meist waren es nur ganz wenige, die mehr wie weltliche Ritter, als wie Religiosen lebten.

In der Zeit des Abtes Ulrich VI., aus dem freiherrlichen Geschlechte von Sax, lebte im Kloster Konrad de Fabaria, welcher zugleich Priester an der St. Otmarskirche war. Er war ein gebildeter, gelehrter Mann und schrieb, über die Zeitereignisse wohl unterrichtet, eine Fortsetzung der Klosterchronik, welche von 1203—1232 geht. Er ist der letzte Chronik-

schreiber, der sich der lateinischen Sprache bedient. Sein Nachfolger schreibt deutsch; er ist eben nicht mehr Mönch, sondern Bürger der Stadt St. Gallen, Christian Kuchemeister, welcher „Nüwe Casus Monasterii Sancti Galli" schrieb, als Fortsetzung Konrads de Fabaria vom Jahre 1235 bis auf Abt Hiltbolds Tod im Jahre 1329. Sein Buch ist eine der wichtigsten und inhaltreichsten Geschichtsquellen für jenes Jahrhundert. In lebendiger und anschaulicher Darstellung schildert er die Äbte in ihren Kämpfen mit den Dienstmannen, Bürgern und Bauern. Am interessantesten ist seine Geschichte des Abtes Konrad von Bußnang, welcher 1226—1239 den Abtsstab oder vielleicht besser gesagt das Schwert führte. Er verstand es, die Rechte des Klosters zu wahren. 1226 bestattete er den von seinem Bruder ermordeten Grafen Friedrich von Toggenburg ehrenvoll in seinem Kloster. Der betrübte Vater Graf Diethelm wurde dadurch bewogen, die Stammburg Toggenburg und das Städtchen Wil an das Kloster St. Gallen zu schenken. Aber der Mörder Diethelm von Toggenburg erhob 1227 die Waffen gegen St. Gallen und 1232 gegen die Brüder des Abtes, die Freiherren von Bußnang. Beide Male erwies sich der Abt als der Stärkere. Er galt auch viel am kaiserlichen Hofe und Friedrich II. bediente sich seiner zu wichtigen Gesandtschaften. Konard de Fabaria ist voll Ruhmredigkeit für diesen Abt; freilich habe er mehr das Werk der Martha als der Maria getan. Auch Kuchemeister hält ihn für den streitbarsten unter den St. Galler Äbten: „Das voran noch sider (seither) nie werlicher (tapferer) Abt was; es sind wol heiliger gewesen." Er starb am 20. Dezember 1239 und wurde auf seinen Wunsch im Cisterzienserkloster Salem beigesetzt.

Sein Nachfolger war Walter von Trutburg,

ein gutmütiger Herr, der gern in behaglicher Ruhe lebte und auch andern solche gönnte. Da achteten die Grafen von Toggenburg die Gelegenheit günstig, ihre verlornen Besitzungen wieder zu erobern. Durch List bemächtigten sie sich der Stadt Wil. Da ritt Abt Walter nach Konstanz, dankte ab und ward 1244 Dominikaner. Man brauchte einen wahren Soldatenabt und ein solcher war auch wirklich Berchtold von Falkenstein 1244—1272. Er belagerte mit Hilfe des Bischofs von Konstanz und des Grafen Hartmann von Kiburg die Toggenburg und zwang nach fünf Wochen den Grafen Kraft, die Feste und die Stadt Wil wieder der Abtei zu überlassen.

Im Kampf zwischen Papst Innozenz IV. und Kaiser Friedrich II. stand Abt Berchtold auf der päpstlichen Seite und ließ 1246 gegen den Kaiser, als gegen einen Ungläubigen, den Kreuzzug predigen. Dafür erteilte ihm der Papst das Recht, die Inful, Ring und Sandalen zu tragen und den Untergebenen die minderen Weihen zu erteilen. Von dem Konstanzer Bischof Eberhard von Waldburg wurde er aber, obgleich dieser ebenfalls auf der Seite des Papstes stand, mit dem Banne belegt und als er diesen nicht achtete, mit den Waffen angegriffen. Der Bischof überfiel 1249 in eigener Person die Stiftslande, verwüstete sie bis in die Appenzeller Berge hinein mit Mord und Brand, zündete die Kirchen an, plünderte in St. Gallen den Kirchenschatz und zerschlug die Glocken. Dagegen warb Abt Berchtold Söldner in Uri und Schwyz, zog damit vor Konstanz und verheerte ringsum im Thurgau alles, was dem Bischof oder seinen Dienstmannen gehörte. Schon standen die Schlachthaufen gerüstet gegen einander, als einige Edelleute den Frieden vermittelten.

Später geriet der Abt mit Rudolf von Habsburg in Fehde wegen der Erbschaft des Grafen Hartmann

von Kyburg, welcher am 27. November 1264 gestorben war. Rudolf dachte: „Besser freundlicher in der Form und dafür sicherer in der Sache.“ Als der Abt, der sich mit großem Aufwande zum Kriege rüstete, eines Abends zu Wil bei Tische saß, kam der Graf daher geritten und verlangte nach dem Abte. Als der Diener dies dem Abte meldete, und fragte, ob er den Habsburger einlassen solle, erwiderte der Abt, er solle das Tor nur aufschließen. Freundlich empfing er den gefürchteten Gegner, welcher sagte: „Herr von St. Gallen, wir hatten einen Stoß und darum bin ich hergekommen, daß ihr bekommen sollet, was Euch mit Recht gebührt.“ Hierauf wurde verhandelt und der Graf verstand sich dazu, des Abtes Dienstmann zu sein und von ihm die Güter zu Lehen zu nehmen. So gingen die beiden in Frieden auseinander.[1])

Zwölf Jahre später, nachdem Rudolf deutscher König geworden, hatte er wieder Gelegenheit, sich mit dem Kloster St. Gallen zu befassen, als nach dem Tode Berchtolds eine zwiespältige Wahl stattfand. Er entschied zugunsten Ulrichs von Güttingen, den er aber nötigte, ihm die wichtige Herrschaft Grüningen zu verkaufen. Er starb 1277 und bis 1281 regierte Rumo, welcher 1281 zurücktrat. Auch sonst mischte sich der König in Angelegenheiten des Klosters, zu dessen Nachteil, aber zum eigenen Vorteil. Er setzte einen Gegenabt Konrad ein, dessen Denkmal der umfangreiche Schuldenrodel von 1,8 Meter Länge ist und der im Jahre 1291 urkundlich erklärt, daß er nicht schreiben könne. In einer andern Urkunde vom Jahre 1297 erklären der obengenannte Rumo, gewesener Abt, der Probst, der Kämmerer und andere Mönche, daß

[1]) Vgl. Dr. A. Steinberger, Rudolf von Habsburg. Geschichtl. Jugend- und Volksbibliothek, Bd. IX, S. 14—16.

sie des Schreibens unkundig seien. Um so mehr ist es bemerkenswert, wenn nicht lange darauf, um das Jahr 1300 ein Abt von St. Gallen als Minnesänger erscheint. Sein Name ist nicht bekannt, die Tatsache aber verbürgt durch Hugo von Trimberg, welcher in seinem Renner schreibt:

Wem sollte das nicht wol gefallen,
Daz ein abt von Sante Gallen
Tagliet macht so rechte schone.

Abt Wilhelm von Montfort 1281—1301 kämpfte in der Schlacht am Hasenbühl am 2. Juli 1298 auf der Seite Adolfs von Nassau gegen Albrecht von Österreich. Erst kurz vor seinem Tode söhnte er sich mit ihm aus.

Das 14. Jahrhundert brachte den Klöstern gefährliche Gegner in den aufstrebenden Demokratien und dem Bürgertum in den Städten, die sich von der Herrschaft des Krummstabes frei zu machen suchten. Wie Einsiedeln an den freiheitsdurstigen Schwyzern gefährliche Nachbarn hatte, so das Kloster St. Gallen an den Appenzellern und an der Stadt St. Gallen. Gegen diese hatten die Äbte einen jahrhundertelangen Krieg zu führen. Fürstabt Kuno von Stoffeln (1379—1411) „ain grad, persönlich man", wie ihn die Chronik nennt, aber gegen die Untertanen stolz und herrisch, machte seine alten Rechte mit Nachdruck geltend, welche seine schwachen Vorgänger ziemlich lässig gehandhabt hatten. Darob entstand steigende Erbitterung und im Jahre 1401 offene Empörung der Appenzeller. Sie verbündeten sich mit den Schwyzern und schlugen am 15. Mai 1403 den Abt und seine Verbündeten am Speicher und am 17. Juni 1405 am Stoß in schmähliche Flucht. So sehr war das Kloster durch diesen Krieg herabgekommen, daß der Abt die zwei noch übrig gebliebenen Laienbrüder mit Entlassungs-

scheinen versehen mußte, damit sie anderswo ihren Unterhalt suchen könnten. Bei so zerrütteten Zuständen mußte alles gemeinschaftliche Leben aufhören. Die wenigen adligen Stiftsherren wirtschafteten in eigenen Häusern und hatten oft nicht einmal die Priesterweihe. Sie sahen im Klosterleben nur ihre Pfründe und waren dem Müßiggange, der Jagd und dem Kriege ergeben. Sie kümmerten sich nicht um die kostbaren Bücherschätze und Urkunden oder ließen solche entwenden. Der gelehrte Italiener Poggio Bracciolini, der sich während des Konstanzer Konzils im Sommer 1416 nach St. Gallen begab, um nach wertvollen Handschriften zu suchen, fand dort in einem dunklen Turm, wo die Bücher übereinander geschichtet vermoderten, von Schimmel und Staub bedeckte Codices des Quintilian und Valerius und hielt sich durch den Zustand der Bibliothek zu frechem Diebstahl berechtigt. Erst das Beispiel der Humanisten hat dann die Klöster veranlaßt, ihre Schätze wieder sorgfältiger zu sammeln und zu bewahren.

Damals regierte Heinrich von Gundelfingen, welcher zwar Kinder, aber weder Wissenschaft noch Weihen besaß und daher von dem gelehrten Züricher Kantor Felix Hemmerlin ein „gekrönter Maulesel und Kapaun" genannt wurde. Er wurde 1417 vom Konzil von Konstanz abgesetzt; als aber sein Nachfolger starb, blieb er als einziger Mönch von St. Gallen übrig. Papst Martin V. erkor Eglolf Blarer von Wartensee zum Abte (1426—1442), den Großkellner von St. Blasien. Dieser traf eine unglaubliche Zerrüttung des klösterlichen Lebens an, wie sie größer nie gewesen. Alles war in Verfall, klösterliche Ordnung, Wissenschaften, Gottesdienst, Sittlichkeit und Wirtschaft. Die alte Chronik erzählt: „Da nun der Blarer in das Gotteshaus kam, da fand er ein zerstreut, elend,

lieblos Ding, weder Korn, noch Geld, noch Geldes Wert, auch wenig Gottesdienst, sondern so stand das Gotteshaus hinten und vorn, allenthalben und um und um offen, und war kein Zaun, noch irgend etwas darum, und sah aus wie ein Gemeindegut, ein Brühl und anders dergleichen. Er fand auch die Pfalz (Abtwohnung) als eine Herberge schlechter Gesellen und Weiber, die würfelten darin und karteteten; und die andern Häuser, die Propstei, die Kusterei, des Portners Haus und das Dechanat waren alle infolge schadhafter Bedachung unbrauchbar geworden; kurz er fand überall nichts Gutes darin." — Von seinem Vorgänger her war noch ein Mönch im Kloster; die Stadt St. Gallen trotzte, noch mehr die Appenzeller, die kurz vorher in den Bann gekommen waren. Abt Eglolf Blarer war schon ein alter Herr, ein freundlicher und geselliger Mann, der mit den Bürgern zu St. Gallen und Wil gern bei Spiel und Mahlzeit zusammenkam. Aber auch für das Beste des Klosters war er bemüht. Er nahm eine Anzahl neuer Mitglieder auf; auch solche, die nicht adlig waren. Er baute ein Haus neben der Kirche als gemeinsame Wohnung für alle, auch für Propst, Küster, Portner, deren Einkünfte zum gemeinsamen Unterhalt zusammengeworfen wurden. Die feilen Dirnen jagte er fort und berief Mönche aus andern Klöstern zur Verbesserung der Ordenszucht. Sechs Mönche aus dem Kloster Hirschfeld in Hessen, welches zur Bursfelder Kongregation gehörte, kamen 1430 nach St. Gallen und führten ein geregeltes Ordensleben durch. Auch die Klosterschule wurde neu gegründet und in die ehemalige Oswaldkapelle verlegt. Nur sich selbst wollte der Abt keiner Reform unterziehen und es kam so weit, daß ihn der Kirchenrat von Basel mit der Exkommunikation bedrohte, wenn er nicht innerhalb sechs Tagen die ihm

vorgelegten Reformationspunkte unterzeichnen würde. Er unterschrieb sie nun, verpflichtete sich, kein Fleisch zu essen, angekleidet zu schlafen, das Stillschweigen zu halten und anderes mehr, wie es die Regel des heiligen Benedikt vorschreibt. Aber im Jahre 1440 trat er von der Bursfelder Ordnung zurück, entließ die Hirschfelder Mönche und ersetzte sie durch andere, die auch nur kurze Zeit blieben.

Sein Nachfolger Kaspar von Landenberg (1442—1457) war ein herrschsüchtiger, verschwenderischer, völlig verweltlichter Herr. So arm war das Kloster, daß als im Jahre 1442 Kaiser Friedrich III. nach St. Gallen kam, der Abt ihn nicht als Gast in das Kloster einladen konnte. Seine wichtigste Regierungshandlung war, daß im Jahre 1451 zu Pfäffikon ein ewiges Burg- und Landrecht zwischen den vier eidgenössischen Ständen Zürich, Schwyz, Luzern und Glarus und der Abtei geschlossen ward. Sie hießen fortan Schirmorte des Klosters und dieses war der erste der „zugewandten Orte". Sonst regierte Abt Kaspar übel. Der reine Ertrag der Abtei betrug damals nur 1300 Gulden. Von den Gotteshausleuten kannten viele ihre Obrigkeit nicht mehr; die über der Glatt im Toggenburg hatten sogar seit Abt Kunos Zeiten keinem Abte mehr gehuldigt; die meisten lebten seit den Appenzeller Kriegen in einer Art von Gesetz- und Herrenlosigkeit, auf eigene Faust; die Gerichte waren außer Tätigkeit gesetzt; zwischen den Stiftslanden und den unabhängig gewordenen Appenzellern und St. Gallern waren die Grenzen und viele andere gegenseitige Verhältnisse zweifelhaft und unbestimmt; die zahlreichen St. Gallischen und Appenzellischen Landsleute im Stiftsgebiete hatten eine rechtlich durchaus schwankende Stellung, die zu zahllosen Händeln und Schwierigkeiten aller Art Anlaß bot.

Viele Leibeigene traten als „Ausburger“ in den Schutz der Stadt zum Nachteil des Klosters. Unter nichtigem Vorwand weigerte sich die Stadt, Abt Kaspar den üblichen Huldigungseid zu leisten. Da kam dieser auf den Gedanken, sein Kloster zu verkaufen; er bot es dem Abte von Petershausen zum Tausche an, welchen dieser ablehnte. Nun wollte er es in ein weltliches Chorherrenstift verwandeln, wie es auch anderwärts geschah. Er verkaufte um 1000 Gulden der Stadt St. Gallen die Landeshoheit über das Stiftsgebiet. Unbeschreiblicher Jubel herrschte in der Stadt, die auf so leichte Art mehr erlangte, als man in hundertjährigen Kämpfen erstrebt hatte, die Staatsgewalt, Gerichtsbarkeit, Unabhängigkeit. Das Kapitel aber, aus sechs Kapitularen bestehend, legte einmütig dagegen Protest ein. Die Landschaft St. Gallen, Appenzell, die vier Schirmorte und das Generalkapitel des Benediktinerordens schlossen sich dem Proteste an und zogen den Handel nach Rom. Kardinal Äneas Sylvius entschied am 9. November 1457: Abt Kaspar tritt gegen einen Jahresgehalt von seinem Amte zurück. Die Verwaltung besorgt als „Pfleger“ der Kapitular Ulrich Rösch und legt jährlich dem Konvente Rechnung ab.

Kaspar von Landenberg hielt sich meist in Konstanz auf und starb dort am 24. April 1463 im Hause seines Bruders. Äneas Sylvius, jetzt Papst Pius II., ernannte Ulrich Rösch zum Abte.

16. Kapitel.

Abt Ulrich Rösch (1463—1491).

Ulrich VIII. „der rote Uli" wegen der Farbe seiner Haare von seinen Feinden benannt, wurde am 4. Juli 1426 zu Wangen im Allgäu geboren. Sein Vater war ein armer Bäcker. Das Städtchen Wangen gehörte von alters her dem Kloster St. Gallen und so erklärt es sich, daß Ulrich als Küchenjunge nach St. Gallen kam. Schon damals war er arbeitsam und geweckt und bestrebt, sich vor andern auszuzeichnen. Abt Eglolf wurde auf den talentvollen Knaben aufmerksam und nahm ihn in die Klosterschule auf. Zwischen 1440 und 1445 muß er in das Kloster aufgenommen worden sein und schon 1451 erhielt er das wichtige Amt des Großkellners. Abt Kaspar mochte ihn aber nicht leiden und ließ ihn sogar ins Gefängnis werfen. Ulrich bat um die Entlassung aus dem Klosterverbande, wogegen aber die eidgenössischen Schirmorte Verwahrung einlegten. Ulrich durfte auf ein Jahr nach Wiblingen gehen, einem schwäbischen Benediktinerkloster, das wegen seiner strengen Ordenszucht eines sehr guten Rufes genoß. Abt Kaspar gab dem Scheidenden ein gutes Zeugnis und einen huldvollen Geleitsbrief mit. Aber bevor das Jahr um war, wurde Ulrich zurückberufen und wir haben im vorigen Kapitel vernommen, wie er Abt von St. Gallen wurde.

Als Ulrich die Abtei antrat, gab es nur 6 Konventherren, 2 Laienbrüder, 2 Beamte, 1 Professor, 1 Koch, 1 Küchenjungen und 1 Hausknecht, der die 2 Pferde besorgte. Weltgeistliche, die verschiedene Pfründen des Münsters inne hatten, wirkten beim Gottesdienste mit und waren mit der Seelsorge be-

traut. Ulrich ließ sich angelegen sein, im Kloster einen prunkvollen Gottesdienst zu halten. Ein eigener Predigtstuhl wurde aufgerichtet, der Leutpriester von St. Fiden als Prediger bestellt, eine Pfründe für den Organisten geschaffen, den Teilnehmern an Predigt und Gottesdienst reiche Ablässe in Aussicht gestellt. Im Jahre 1483 wurde der prächtige Chor vollendet, den Abt Eglolf im Jahre 1439 begonnen hatte und eine neue Bestuhlung bildete einen weiteren Schmuck der Kirche. In der Tat strömte bald das Volk zahlreich in die Münsterkirche, so daß der Leutpriester von St. Laurenzen sich beschwerte. Aber der Papst entschied zugunsten des Münsters.

Auch um die Wissenschaft hat sich Abt Ulrich große Verdienste erworben. Obgleich selbst kein Gelehrter, wußte er dennoch Bildung und Wissen zu schätzen und zu fördern. Die Zeiten der Kriege und die Schuldennot hatten den Musen an den Ufern der Steinach Schweigen auferlegt. Selbst das unter Abt Eglolf neu eröffnete Gymnasium war wieder eingegangen. Abt Ulrich stellte es wieder her und um eine feste finanzielle Grundlage zu gewinnen, ließ er durch Papst Innozenz VIII. im Jahre 1486 die Pfarrei Gossau dem Kloster einverleiben, deren Einkünfte, soweit sie nicht zur Besoldung des Pfarrers erforderlich waren, zur Besoldung einer geeigneten Lehrkraft verwendet werden sollten. Als Schulhaus diente ein Gebäude neben dem Otmarsturm. An die Spitze der Anstalt wurde Dr. Johann Bischof von Wil gestellt, welcher Dialektik lehrte, aber nur kurze Zeit seinem Amte vorstand. Der Magister Johann Gaza, welcher Griechisch, Geschichte und Musik vortrug, scheint ein geborner Grieche gewesen zu sein. Talentvolle Mönche schickte Abt Ulrich zur weiteren Ausbildung auf Universitäten, so nach Leipzig und Padua.

Die Bibliothek war, wie wir sahen, in einem üblen Zustande. Die Handschriften befanden sich in dem festen, an die Kirche angebauten Turme, nicht aus Mißachtung ihres Wertes, sondern zur größeren Sicherheit. Dennoch war vieles verschleppt worden. Schon im Jahre 1461, als Ulrich noch Pfleger war, wurde ein Verzeichnis aller bedeutenderen Bücher der Bibliothek angefertigt, das erste seit dem 9. Jahrhundert. Abt Ulrich versah die Bibliothek mit vielen trefflichen Büchern und bestimmte hierfür, was noch keiner der früheren Äbte getan, die jährliche Summe von 100 Gulden, den Ertrag eines Bauernhofes in einem benachbarten Dorfe. Die Summe war für jene Zeit nicht unbedeutend. Eine wertvolle Büchersammlung erwarb der Abt im Jahre 1470 von dem Priester Matthias Bürer von Lindau um ein Leibgeding. Andere Werke wurden von Hand abgeschrieben, obschon damals die Buchdruckerkunst bereits erfunden war.

Wie groß der Eifer im Studieren unter Abt Ulrich war, beweist die Nachricht, daß sein Koch Hans Rimel und in der Stadt St. Gallen Lorenz Teusch die lateinische, griechische und hebräische Sprache verstanden, eigene Büchersammlungen besaßen und in mehreren wissenschaftlichen Fächern gut bewandert waren.

Am meisten Willens- und Tatkraft zeigte aber Abt Ulrich, wenn es sich um die Rechte seines Klosters handelte. Sein verschuldetes, politisch bedeutungsloses, von innern und äußern Feinden bedrängtes Kloster zu Ordnung, Macht und Besitz wieder emporzuheben, das war sein Lebenswerk.

Seine erste Sorge galt der Regelung der finanziellen Angelegenheiten. Das Kloster war eigentlich immer noch reich, aber infolge der eingerissenen Unordnung in der Verwaltung waren Hunderte von Ab-

gaben, Gefällen und Zehnten seit langem nicht mehr eingefordert, ja ganz vergessen worden. Ulrich war ein trefflicher Haushalter und bald hatte er die 1300 Gulden jährlicher Einkünfte verzehnfacht, zuletzt verhundertfacht, so daß er über kolossale Summen verfügte. Er erwarb im ganzen 29 Höfe um 10,590 Gulden und 4 Weinberge um 3500 Gulden. Ferner erwarb und baute oder erneuerte er 55 Burgen, Schlösser und Häuser um 19,677 Gulden; endlich kaufte er 37 Herrschaften und Gebiete um 50,080 Gulden. Sein Versuch, auch das Rheintal an sich zu bringen, mißlang; dafür fand er Ersatz am Toggenburg, das nach dem Aussterben des letzten Grafen dieses Hauses, Friedrich VII. († 1436), an die Walliser Freiherren von Raron gelangt war. Der geldbedürftige Petermann von Raron bot es 1468 dem Abte von St. Gallen an, der es um 14,500 Gulden erwarb. Die Grafschaft umfaßte damals 22 Pfarreien, 3 Klöster und 3 Burgen und war Ulrichs wichtigste Erwerbung, auch deshalb weil sein Gebiet vortrefflich abgerundet ward. Auch sonst verstand er wohl, bei seinen zahllosen Käufen und Unternehmungen umsichtig und planmäßig vorzugehen. Entlegene Besitzungen veräußerte er, um dafür besser gelegene einzutauschen. So herrschte er über ein Stiftsgebiet, wie es in solchem Umfang keiner seiner Vorgänger besessen. Vom Fuß des Säntis erstreckte es sich weit hinab in den Thurgau und noch über den Bodensee hinaus nach Schwaben. Der arme Bäckerssohn und ehemalige Küchenjunge war der länderreichste Fürst der Schweiz geworden. Seiner einschneidenden Tätigkeit verdankte die Abtei ihre Blüte und ihren Wohlstand. Kein Wunder, daß ein solcher Mann bald weithin im höchsten Ansehen stand. Wiederholt wurde er vom Papste wie vom Kaiser Friedrich zu wichtigen Ge-

schäften verwendet und durch Verleihung bedeutender Vorrechte und Privilegien ausgezeichnet. Es wurde selbst ernstlich der Versuch gemacht, ihn zum Kardinal zu erheben, was aber an seinem eigenen Widerstande scheiterte.

Aber auch der Fürstabt Ulrich sollte erfahren, wie wahr der Dichter gesprochen:

Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zuteil.

Es ist kein Wunder, daß sein Gebaren, auch wenn es sich in der strengen Grenze des Rechtes bewegte, doch viele verletzen mußte. Das unbequeme scharfe Regiment galt vielen ohne Unterschied und Untersuchung als unbefugte Neuerung. Die Einführung der sogenannten „Offnungen" in den Gemeinden und Dorfschaften des Gotteshauslandes, in denen die alten Rechte und Pflichten der betreffenden Gemeinden und Dorfschaften einmal eine genauere Festlegung und Verurkundung erfuhren, einerseits und die Absicht der fürstäbtischen Regierung auf möglichste Beschränkung der Zahl der sogenannten „Ausbürger" der Stadt St. Gallen — eine Art Halbbürger — in den stiftischen Landen, die gleichsam einen Dorn im eigenen Fleische bildeten, und als solcher beim Vorhandensein widerstreitender Interessen vielfach Unruhe und Unzufriedenheit der Gotteshausleute verursachten, anderseits, waren gleichsam die Wolken, aus denen sich ein schweres Unwetter entlud. Das zielbewußte Streben und die unablässige Energie des Abtes Ulrich, Besitz, Ansehen und Macht des Klosters zu mehren und gegenüber dem auf eigene Machtentfaltung gerichteten Streben der freien Reichsstadt, an deren Spitze der kluge und gewandte Bürgermeister Varnbüler stand, in Vorteil zu kommen, mußte es dahin bringen, daß

über kurz oder lang ein Zusammenstoß unvermeidlich war.

An Stoff zu Reibungen zwischen den Nachbarn hatte es ohnehin nie gefehlt, obschon der Abt sich gegenüber der Stadt stets freundlich erwies und durch gelegentliche Geschenke sich wohlwollend zeigte. Mit scheelen Augen und wachsender Besorgnis sahen die ehemaligen Untergebenen das von neuem hochaufgerichtete Ansehen des Stiftes und von Jahr zu Jahr wurde die Stimmung gereizter. Der Abt mochte nicht einmal mehr zu St. Gallen wohnen, wo er sein Leben gefährdet glaubte, sondern hielt sich gewöhnlich in Wil auf, seitdem in Gegenwart der Eidgenossen und fremder Prälaten einige aus der Stadt ihn erstechen wollten, so daß er in den Glockenturm sich flüchten mußte, wohin ihm die Attentäter folgten.

Da das Kloster ganz von städtischem Gebiet umgeben war, wünschte der Abt ein eigenes Tor in der Ringmauer zu haben, um unabhängig von der Stadt ein und aus gehen zu können. Er stellte Ende des Jahres 1478 das Gesuch dafür an den Rat der Stadt. Es wurde gänzlich abgeschlagen. Hierüber erbittert tat Abt Ulrich einen Schritt, der jedenfalls gefährliche Folgen haben konnte. Anfang November 1479 schloß er mit den obgenannten vier Schirmorten den sogenannten Hauptmannschaftsvertrag. Die vier Orte sollten abwechselnd je auf zwei Jahre einen Hauptmann nach St. Gallen senden, welcher sich beständig im Lande aufhalten und der Schirmvogt des Klosters sein sollte. Dafür solle er den nötigen Lebensunterhalt und ein Jahreseinkommen von 50 Talern nebst Futter für zwei Pferde bekommen. Mit einem Eide mußte er sich verpflichten, den Nutzen des Stiftes zu fördern und zu seinem Recht zu verhelfen. Der Vertrag erwies sich in der Folge als ein zweischneidiges

Schwert, welches ebensowohl zum Schaden wie zum Vorteil des Klosters verwendet werden konnte.

Im Jahre 1483 reifte in der Seele des nie verzagten Mannes der Entschluß, das Kloster nach Rorschach zu verlegen. Durch seine meisterhafte Rede wurde das versammelte Kapitel gewonnen; mit den glänzendsten Farben werden die Vorteile des neuen Klosters geschildert, während die Schattenseiten des bisherigen Standortes in wirkungsvoller Darstellung erscheinen; die Gründe ökonomischer und hygienischer Natur nehmen bezeichnenderweise in dieser Darlegung weitaus den meisten Raum ein. Rorschach sei „ein fry unüberloffen, still und lustig Ort, wo Spys und Trank minder kostlich, alle Notdurft mit ringen kosten und guter zufuhr zu Wasser und zu Land erhaltlich sygend und drei veste Schlösser, Rorschach, Wartensee und Sulzberg, ein Gotteshaus vor allem Überfall deckten."

Einhellig schloß sich das Kapitel dem Antrage des Fürstabtes an; ungesäumt wurde, nachdem auch die päpstliche und kaiserliche Einwilligung eingelangt war, ans Werk geschritten, so daß schon im Jahre 1485 nach den von Erasmus Grasser, dem bewährten bayerischen Baumeister, ausgearbeiteten Plänen der erste Grundstein zur Umfassungsmauer und 1487 der Grundstein zum eigentlichen Klosterbau gelegt werden konnte und das Werk im Jahre 1489 seiner Vollendung nahe zu sein schien.

Es konnte indessen nicht ausbleiben, daß das Vorgehen den heftigsten Widerwillen bei der Stadt St. Gallen sowohl, als bei den Bewohnern des Appenzeller- und Fürstenlandes hervorrief; erstere befürchtete aus der Verlegung des Klosters, an dessen Stelle inskünftig nur eine Propstei bestehen bleiben sollte, den Niedergang ihres Leinwandhandels und ihres Marktverkehrs; Appenzell sah sich in seiner erst vor kurzem

wieder zurückerworbenen Herrschaft über das Rheintal bedroht; die Gotteshausleute besorgten die Belastung mit neuen Gefällen und Abgaben und Verminderung ihres Verdienstes. Dem durch Ulrich Varnbüler gestellten Ansinnen auf sofortige Einstellung der Bauten konnte der Abt nicht entsprechen und verwies die Unzufriedenen an die Tagsatzung. St. Gallen aber schenkte den Mahnungen der vier Schirmorte kein Gehör, sondern wiegelte die Appenzeller und Gotteshausleute zu gemeinsamem, tätlichem Vorgehen gegen die verhaßte Schöpfung des Abtes auf. Am 28. Juli 1489 zogen gemäß getroffener Abrede 350 St. Galler, mit 1200 Appenzellern und 600 Rheintalern nach Rorschach und legten den Bau, an dem Kapelle und Kreuzgänge bereits eingeweiht waren, in Trümmer, die bewegliche Habe teils zerstörend, teils als Beute mit sich führend.

Ein historisches Lied: „In Gottes Namen heb' ich an", schildert den Vorgang mit den Worten:

Das Gotzhus hand sie zerbrochen und geschendt,
Von Holz und Murwerch vast (sehr) viel verbrennt
Den guten Win trunken sie allen us
Und sprachent: er machte dem Kaiser ain Roubhus,
Das sich mit Wahrhait niemer erfand,
Der Sturm ging wit unde breit durch das Land.

Die Sühne folgte der verwegenen Tat auf dem Fuße. Über die Frevler erging der Kirchenbann. Abt Ulrich, der nicht der Mann war, um diese Gewalttat ungerächt sich gefallen zu lassen, und mit der ganzen Tatkraft seines Wesens die Wiederherstellung seines verletzten Rechtes und die Bestrafung der Schuldigen anstrebte, rief den Schutz der Eidgenossen gegen die Urheber des Überfalles an. Die Verbündeten ihrerseits suchten das Geschehene als einen Akt der Notwehr gegen ein eigenmächtiges und vertragswidriges Vorgehen des Abtes zu rechtfertigen und traten auch

ihrerseits klagend gegen ihn auf. Alle Vermittlungsversuche, die einzelne eidgenössische Stände unternahmen, schlugen fehl, und als die Aufständischen dem Abte vor der Tagsatzung Rede zu stehen sich weigerten, blieb den eidgenössischen Ständen keine andere Wahl, als auf die Mahnung der vier Schirmorte zum bewaffneten Einschreiten überzugehen. Der Feldzug dauerte nicht lange; gegenüber der 8000 Mann starken Übermacht der Schirmorte, welche im Februar 1490 im

Schloß Marienberg zu Rorschach. Jetzt Lehrerseminar.

Toggenburg einrückten, und gegenüber dem wortbrüchigen Fernbleiben der Appenzeller, entschlossen sich die Gotteshausleute bald zur Aufgabe eines nutzlosen Widerstandes, und auch die Stadt St. Gallen, von den Appenzellern im Stiche gelassen, ergab sich nach viertägiger Belagerung. Der Bürgermeister Varnbüler war als Bote verkleidet entflohen. Das Strafgericht fiel nicht allzu gnädig aus, Stadt und Land mußten sich einem demütigen Frieden unterziehen und den Schirmorten schwere Kriegsentschädigungen leisten.

Abt Ulrich konnte sich des Sieges über seine Widersacher nicht lange freuen. Schon am 13. März 1491 ereilte ihn der Tod zu Wil. Seine Leiche wurde mit großem Gepränge nach St. Gallen gebracht und dort auch von den Bürgern ehrenvoll empfangen. Seine Mitbrüder widmeten ihm ein dankbares Andenken. Seine segensreiche, lange Regierung hatte das Stift nach innen und außen so gekräftigt, daß es die bald folgenden Stürme der Reformation bestehen konnte. Ordenszucht und Wissenschaft waren wieder neu aufgelebt und man verehrte ihn als den zweiten Gründer des Klosters.

17. Kapitel.

Die Zeit der Glaubensänderung.

Ein Menschenalter war am Grabe Abt Ulrichs vorübergegangen, da zogen am Himmel schwarze Gewitterwolken auf. Schwül war die Luft schon längst gewesen, man hatte die mahnenden Stimmen der Konzilsväter zu Konstanz und Basel, die Kirche an Haupt und Gliedern zu verbessern, überhört; man ließ die Gewitterwolken größer und schwärzer werden und als der Blitzstrahl des Bannes von Rom aus in die Wolken zündete, da rauschten sie prasselnd auseinander. Dicht fielen die Schlossen nieder. Sie zerschlugen alles, was den Vätern heilig gewesen war, die Altäre, die Bilder der Heiligen, die kunstvollen Schreine, die Reliquien, die Chorgestühle und mit den Symbolen des alten Glaubens ging auch sein innerer Gnadenschatz verloren. Mit kalten Händen fing die Refor-

mation an, ihre Glaubensanschauungen auf den kahlen, weißgetünchten Kirchenwänden aufzuzeichnen.

Der hauptsächlichste Träger der reformatorischen Ideen in St. Gallen war Joachim von Watt, oder Vadian, wie er seinen Namen latinisierte. Er war aus einem altadligen Geschlechte der Stadt St. Gallen hervorgegangen. Er wurde den 28. Dezember 1484 geboren und verbrachte seine ersten Lehrjahre an der Lateinschule des Klosters. Mit 18 Jahren bezog er die Universität Wien. Im Jahre 1508 ward er dort Professor der klassischen Sprachen und bekleidete 1516 die Würde des Rektors. 1514 war er vom Kaiser Maximilian als Dichter gekrönt worden. Daneben erwarb er sich 1517 den Doktorgrad der Medizin und kehrte 1518 in seine Vaterstadt zurück. Er wurde sofort Stadtarzt und 1520 nach dem Tode seines Vaters Mitglied des großen Rates und 1526 Bürgermeister. Mit Zwingli befreundet suchte er dessen religiöse und politische Anschauungen in St. Gallen zur Ausführung zu bringen. Das gespannte Verhältnis zwischen Bürgerschaft und Abtei kam ihm hierbei zu statten. An der Spitze der Abtei stand (1504—1529) Franziskus Geißberg. Sein Vater Ritter Anton Geißberg von Konstanz hatte ihn zur Zeit Abt Ulrichs an die Klosterschule gebracht, damit er seine Neigung zum Ordensstand verlieren und sich auf eine weltliche Laufbahn vorbereite. Dieser trat dann aber ins Kloster ein und später mutig in die Fußstapfen Abt Ulrichs.

Zwingli suchte namentlich auch in seiner Heimat Toggenburg, welches, wie wir wissen, unter der Oberhoheit des Abtes stand, seine Lehre auszubreiten. Diese gefiel den Untertanen auch besonders deshalb, weil sie hofften, von der weltlichen Herrschaft, von Steuern und Abgaben frei zu werden. Zwinglis vornehmste Anhänger waren die Geistlichen, zumeist ein-

geborne Toggenburger. Im Dezember 1526 sah sich daher Abt Franz veranlaßt, bei den Schirmorten Schwyz und Glarus Hilfe zu suchen gegen „die üppigen, schnöden und aufrührerischen lutherischen Pfaffen", welche das Volk zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit verleiteten. Noch gefährlicher wurde die Lage nach dem November 1528. Das Schutzbündnis, das Abt Ulrich Rösch mit Glarus, Zürich, Schwyz und Luzern eingegangen hatte, zeitigte nun seine schlimmen Folgen, denn der Schutzhauptmann, der im Kloster zu St. Gallen residierte, der Zürcher Frei, hielt offen zur Reformation und statt das Kloster zu schützen, ward er sein Verderber.

So hielt sich der an Wassersucht daniederliegende Abt Franz in St. Gallen nicht mehr für sicher. Um wenigstens ruhig zu sterben, ließ er sich nach den Weihnachtsfeiertagen in das Schloß Rorschach bringen; aber kaum war er einige Wochen dort, als auf Anstiften des Hauptmanns Frei die Leute aus dem Rorschacher Amt dasselbe bewaffnet umgaben und als Besatzung eingelassen zu werden verlangten. Er mußte von vier Gemeinden je zwei Mann auf seine Kosten in das Schloß aufnehmen und war so der Gefangene seiner Untertanen.

Jetzt wagte der Rat den letzten Schritt gegen das Kloster. Gestützt auf die Rechtsame, welche die Bürgerschaft am Münstergebäude, am Turm und der Schatzkammer hatte, war von der reformierten Partei schon mehrmals begehrt worden, daß auch das Münster ausgeräumt und für den reformierten Gottesdienst eingerichtet werden möchte. Als Vadian 1529 neuerdings an die Spitze der Behörde getreten war, willigte der Rat nun ein. Am 23. Februar 1529 ward der bezügliche Beschluß gefaßt und zur Vermeidung des Aufsehens sofort ausgeführt, denn am nämlichen Tage wurden

die Handwerker zum Abbrechen und die Fuhrwerke bestellt, die Stadt mit einer starken Wache besetzt und eine Ratsdeputation an die noch im Kloster weilenden Mönche gesandt. Es waren deren, nachdem vier der jüngern im Jahre 1524 die Reformation angenommen, noch ihrer elf, welche sich drei Tage vorher durch einen feierlichen Eid auf das Evangelium verpflichtet hatten, bei ihrem Glauben und ihrem Orden zu verharren. Der Bürgermeister erklärte den Mönchen, er sei da, in aller Stille Bilder, Altäre und Messe wegzuschaffen. Statt des Abtes Franz, der todkrank in Rorschach lag, erklärte sich der Dekan Otmar Wild, genannt Gluß, gegen diese Maßregel, er wollte aber vorher das Kapitel befragen. Dieses schlug die Zumutung ab und ermahnte den anwesenden Landeshauptmann Frei an den Eid, den er geschworen, die Rechte des Stiftes zu schirmen. Dieser erklärte aber, die Sache sei rein geistlich, wozu die Schirmorte nichts zu reden hätten. Der Dekan erbot sich hierauf, die Bilder selbst bis zum Entscheid der Kirche beiseite zu stellen. Da gab der Bürgermeister Watt das Zeichen zum Sturm gegen die „Abgötter", wie er die Heiligenbilder nannte.

Alsogleich fielen die Bürger über die Bilder, Altäre, Chor- und Beichtstühle her, zertrümmerten und zersägten alles, luden die Bilder auf 46 Wagen und verbrannten sie auf dem Brühl. Die Flamme war 43 Fuß breit. Die steinernen Bilder wurden vermauert, die schönen Mauergemälde überzogen, die Kapellen in Werkstätten, die Glocken in eine Kartaune umgewandelt, Türen und Fenster zugemauert. Der Schaden, besonders an Kunstwerken aus dem Altertum, war unermeßlich und jedenfalls unersetzlich.

Zum Glücke hatten der Abt und die Kapitularen vieles vorher geflüchtet. Schnell wurde den Schirmorten die Verletzung des Klostergebietes berichtet. Ge-

sandte derselben, außer von Zürich, kamen bald darauf in Wil an. Die Abgeordneten der Stadt St. Gallen suchten sich zu entschuldigen, aber auch das Kapitel und der Abt begründeten ihre Klagen und verlangten von jedem Ort einen Boten zur Sicherheit nach Wil zu senden. Die Mönche retteten sich nach Abzug der Boten nach Einsiedeln. Im Münster wurde am 7. März von einem Schullehrer die erste Predigt gehalten.

Da die Klostergebäude von der Stadt in Besitz genommen waren, so entstand darüber mit der Landschaft ein Zwiespalt. Diesen suchten Zürich und Glarus (die Schirmorte!) nun zu schlichten und verkauften mit Einwilligung der Gotteshausleute der Stadt das von den Mönchen verlassene Kloster nebst dem Brühl, den Pfründen zu St. Jakob, St. Leonhard und St. Fiden mit allen Gefällen und Lehen innert den Stadtgrenzen für 14,000 Gulden, davon 3000 Gulden den vier abgefallenen Kapitularen, die übrigen aber der Landschaft und den Schirmorten in drei Terminen abzutragen seien. Die Einschmelzung des Kirchenschatzes ergab 24 Mark 10 Lot Gold, 288 Mark Silber und 80 Pfund Kupfer. Der Stadt sollte hiervon die Hälfte bleiben.

Nachdem das Kloster auf solche Weise von der Stadt gekauft worden war, liefen die Bürger hinein, plünderten und trugen alles, was sie antrafen, mit sich fort. Dieses Schicksal traf auch die alten Urkunden, mit welchen die Kinder in der Stadt so lange spielten, bis der Magistrat sie auf das Rathaus zu bringen befahl.

Im Kloster selbst wurden dann allerlei Veränderungen vorgenommen. Die Kapelle des heiligen Gallus wurde abgebrochen. Der zürcherische Hauptmann Jakob Frei blieb, als im November 1530 seine Amtsdauer abgelaufen war, gegen alles Recht auf seinem Posten.

Abt Franz starb in Rorschach am 21. März 1529, aber die Mönche konnten seinen Tod verheimlichen, bis sie in Eile zu Rapperswil in Kilian Germann, genannt Käufi, sich ein neues Oberhaupt gesetzt hatten, am Karfreitage, den 25. März. Er reiste sofort nach Rorschach und ließ dort den Tod des Abtes Franz und seine Wahl zum Abte verkünden; es war der 27. März am Ostersonntag. Am folgenden Tage ward sein Vorfahr zu St. Gallen bestattet.

Die heimliche Wahl ward in St. Gallen mit bösen Augen angesehen und das Bündnis mit den vier Ständen und die Gegenwart des Schirmhauptmanns Frei von Zürich fing an der Abtei geradezu schädlich zu werden. Zwar suchten Luzern und Schwyz eifrig das Stift bei seinen Rechten zu wahren, aber Zürich wiegelte die Untertanen des Abtes, namentlich die Fürstenländer und Toggenburger, auf, ihrem bisherigen Landesherrn den Treueid nicht mehr zu leisten und Glarus sagte seine Hilfe nur zu, wenn der Abt seine Kutte ablegen wolle. So blieb Kilian nichts anderes übrig, als auswärts Schutz zu suchen. In Fuhrmannstracht verkleidet, floh er über den Bodensee nach Überlingen, um bei Österreich die Hilfe zu finden, die ihm die eidgenössischen Schirmorte versagten. Die Stadt St. Gallen benutzte das, um sich des Klosters nun ganz zu bemächtigen. Am 7. Juni versammelte Vadian in der Frühe den Großen Rat und bewirkte den eigentlichen Beschluß, das Kloster in der Stadt Hände und Gewahrsam zu nehmen. Eine Besatzung von 24 Mann wurde ins Kloster gestellt und ward der Bürgerschaft zur Vermeidung von Unruhen verboten, ins Kloster zu gehen. Dagegen wurden die noch dort anwesenden Mönche und Beamten aufgefordert, der Stadt Treue zu schwören und als sie dies nicht tun wollten, setzte man sie auf der so-

genannten „Hölle“ gefangen, legte den Statthalter in Ketten und zwang alle, ihre Ordenskleider abzulegen. Auch wurde vom Rate ein Inventar von allem, was sich noch im Kloster vorfand, aufgenommen.

Selbst Bern mahnte am 28. Januar 1530 Zürich „herzlich und zum höchsten“ von seinen Plänen abzulassen, indem daraus den evangelischen Städten und ihrer Sache viel „Ärgernus und Verhindrung“ erwachsen dürften. Auch Basel warnte Zürich freundlich vor weiteren Schritten gegen den Abt, damit nicht Unruhe daraus entstehe. Umsonst.

Währenddem über das Kloster, seine Rechte und Güter so von den sogenannten Schirmorten immer willkürlicher verfügt wurde, unterließ Kilian nichts, um alles in Bewegung zu setzen, was ihn wieder in den unumschränkten Besitz der Abtei bringen mochte. Und um den St. Gallischen Landen möglichst nahe zu sein, hatte er das Schloß Wolfurt bei Bregenz gekauft, wo er mit mehreren Kapitularen sich aufhielt. Aber der Tod erreichte ihn als er am 30. August 1530 zu Pferd die Bregenzer Ach durchsetzen wollte, im Angesichte der Seinen, die vom Schlosse aus zugesehen hatten. Alsobald wählten die Kapitularen im Kloster Mehrerau am 19. September zu seinem Nachfolger den Diethelm Blarer von Wartensee. Der Untergang des Klosters schien nicht mehr fern zu sein, als die Schlacht bei Kappel und der Tod Zwinglis am 11. Oktober 1531 einen gänzlichen Umschwung in der Politik herbeiführten. Am 24. Oktober fiel auch der Schirmhauptmann Jakob Frei mit vielen der Seinigen im Treffen am Gubel. Am 16. November schloß Zürich mit den fünf Orten Frieden, worüber Vadian fieberkrank wurde.

Die Folgen des Friedensschlusses, der bestimmte, daß jedem wieder zuzustellen sei, was ihm zuvor ge-

hört, trafen die Stadt St. Gallen schwer. Die fünf katholischen Orte trafen auf Ansuchen Abt Diethelms sofort Vorkehrungen, ihm Land und Kloster wieder zuzustellen. Dessen äußerst erfreut, begab sich der Abt im Dezember 1531 nach Wil, wo ihn die Bürgerschaft mit Jubel empfing. Von da aus erließ er ein Schreiben an die Stadt St. Gallen, worin er alles zurückforderte, was an Eigentum der Abtei in ihren Händen sei und für das Zerstörte einen Schadenersatz von 60000 fl. verlangte. Nach reiflicher Beratung entschlossen sich Bürgermeister und Rat in einen gütlichen Vergleich einzutreten, und dieser führte nach langen Verhandlungen mit den vier Schirmorten und dem Abte zu Wil zu folgender Verständigung:

1. Der Verkauf des Klosters seitens Glarus und Zürich an die Stadt ist aufgehoben. Der Abt und Konvent mögen als in ihrem Eigentum auch ferner darin wohnen, Messe halten, singen und lesen und den Gottesdienst nach ihrem Gefallen vollbringen; hingegen soll die Stadt St. Gallen in ihrem Glauben gleichfalls ungehindert belassen werden.

2. Für die Eingriffe und Zerstörung, die im Gotteshaus angerichtet worden waren, hat die Stadt letzteres mit 10000 fl. zu entschädigen.

3. Die Stadt hat dem Abte zurückzustellen den Altarstein zum Fronaltar nebst andern Altarsteinen, die noch vorhanden, ferner alle Bücher, die Turmuhr und die Glocken und alle Kirchenzierden und Stühle.

4. Über das Eigentum der Kirchen zu St. Jakob und St. Leonhard, welches Abt und Stadt ansprechen, sollen die Parteien einen Rechtsspruch walten lassen.

Vadian, der als Abgesandter der Stadt in Wil deren vermeintliche Rechte vertrat, hatte viel Schlimmeres erwartet. Abt Diethelm ritt sofort nach Abschluß des Vertrages wieder in seine Residenz St. Gallen

ein. Es war am 30. Februar 1532. Um Unordnungen vorzubeugen, wurden alle Einwohner aufgefordert, sich des Zuschauens zu enthalten, und wirklich kamen auch die Bürger dieser Verordnung pünktlich nach.

Mit der Stadt gab es naturgemäß noch manchen Hader auszutragen, namentlich wegen des Gottesdienstes im Münster, wegen Auslösung der Klöster St. Leonhard und St. Katharina usf., Streitigkeiten, die erst 1549 zum Teil beigelegt wurden, zum Teil sich aber auch noch weiter hinauszogen.

Aber die Zeit hatte die scharfen Gegensätze der zwanziger und dreißiger Jahre doch gemildert. Stadt und Kloster gingen zwar ihre gesonderten Wege, und jeder Teil beharrte auf seinen vermeintlichen und wirklichen Rechtstiteln, aber im Verkehr war eine gewisse trauliche Geselligkeit eingekehrt, so daß sogar gemeinsame Mahlzeiten veranstaltet wurden, wie schon 1533. Anläßlich des Schiedsspruches über den Besuch des Gottesdienstes folgten der Abt samt geistlichen und weltlichen Räten einer Einladung der Stadt. Da es aber Freitag war und man für die ganze Gesellschaft nicht genug Fische auftreiben konnte, so wurden die Gerichte so abgeteilt, daß jeder seinem Glauben gemäß Genuß fand, und „man war beysamen," wie sich der Geschichtschreiber ausdrückt, „in ziemlicher und tugenlicher freuden und geberden."

Der Zeit vorgreifend, sei hier gleich angeführt, daß der heilige Karl Borromeo, Bischof von Mailand, als er im Jahre 1570 St. Gallen besuchte, sich darüber aufhielt, daß der Abt Otmar II. sogar Reformierte aus der Stadt zu Tische lud. Abt Diethelm Blarer von Wartensee (1530—1564) war ein wahrer Edelmann. Vadian, der sein politischer und religiöser Gegner war, nennt ihn einen „vom Leibe starken, geraden, vierschröten, persönlichen Mann",

Neu St. Johann im Thurtal.

von Gemüt sanften und freundlichen Wesens. Durch seine Klugheit und Festigkeit brachte er es dahin, daß ein großer Teil seiner Untertanen wieder zur katholischen Religion zurückkehrte, und so zählt er zu denjenigen Äbten, welchen das Stift und das ganze Land zum größten Danke verpflichtet ward. Das Denkmal, das ihm die Nachkommen setzten, nannte ihn den dritten Stifter des Klosters.

Unter Abt Diethelm wurde auch das Kloster St. Johann im Thurtal mit dem Kloster St. Gallen vereinigt. In einem rauhen Gelände des oberen Toggenburg um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden, hatte diese Abtei von jeher mit Mißgeschick aller Art zu kämpfen gehabt. Im Anfang des 16. Jahrhunderts war sie in jeder Beziehung verwahrlost, alles klösterlichen Geistes bar. Der letzte Abt Johannes, erst 18 Jahre alt, hinkend, nicht Priester, „ein Taugenichts" wurde 1545 abgesetzt und 10 Jahre darauf am 3. November 1555 durch den Papst die Einverleibung an St. Gallen ausgesprochen. Seitdem führte der Fürstabt von St. Gallen in seinem viergeteilten Wappen auch dasjenige von St. Johann: Ein weißes Lamm in blauem Feld, das eine Kreuzfahne trägt.

18. Kapitel.

Die Zeit der Gegenreformation.

Abt Diethelms Nachfolger Otmar II. Kunz von Wil (1564—1577) wandelte in den Bahnen seines Vorgängers. Es gelang ihm mit Hilfe der Schirmorte im Jahre 1566 ein eigenes Tor durch die Stadt-

mauer zu erlangen, das heute vermauerte Karlstor, welches im Süden des Klosters gegen St. Georgen sich öffnete. Seinen Namen trägt es natürlich nicht von Karl dem Großen, wie die Sage im Munde des Volkes geht, sondern vom heiligen Karl Borromeo, Kardinal und Erzbischof von Mailand, welcher im August 1570 auf der Reise zu seiner Schwester, der Gräfin von Hohenems, auch St. Gallen besuchte und wie es heißt, Bedenken trug, durch die ketzerische Stadt zu reiten. Darauf wünschte die städtische Obrigkeit das Kloster durch eine Mauer von der Stadt zu trennen und ein Vertrag darüber kam durch Vermittlung der Eidgenossen ohne große Schwierigkeit zustande. Die Mauer sollte 31 Fuß hoch und mit einem Ziegeldache gedeckt sein. Diese Mauer war auch für die klösterliche Disziplin von Nutzen, da es vorher öfter geschehen war, daß Klosterbewohner nächtlicherweile sich in die Stadt schlichen und morgens vor Tag wieder in ihre Zellen und Kirche zurückkehrten. Ein weiterer bedeutender Fortschritt wurde im Jahre 1573 gemacht, wo Abt und Kapitel sich einigten, eine Verbesserung des Klosterlebens nach einem neuen Reglement durchzuführen und namentlich die Vorschriften des Konzils von Trient getreu zu beobachten. Besondere Sorgfalt wird der Aufnahme neuer Mitglieder und der Krankenpflege gewidmet. Das Spiel war im Kloster verboten. Bei der Mahlzeit soll vorgelesen werden. Das Schulfest, das zur Farce ausgeartet war, wurde abgeschafft.

Auch sonst tat Abt Otmar viel und mit Erfolg zur Beförderung der Frömmigkeit und echt klösterlichen Wandels. Er verwendete bedeutende Summen, um die jüngeren Mönche an auswärtigen Hochschulen zu frommen und gelehrten Priestern bilden zu lassen. Eine bedeutende Anzahl studierte lange Jahre bei den

Jesuiten in Dillingen und in Paris. Die Bibliothek, welche in den stürmischen Zeiten der Reformation große Verluste erlitten hatte, bereicherte er mit nützlichen Büchern, von denen die meisten in Paris gekauft wurden.

Was aber am meisten ihm den Dank auch der Nachwelt sichert, ist die Errichtung eines Armenfondes im Jahre 1566. Schon Abt Diethelm hatte vergebens eine solche Gründung versucht. Otmar brachte sie dadurch zustande, daß er mit seinen Beamten zweimal soviel dazu beitrug als die Gemeinden. Der Fond dauerte bis ins 19. Jahrhundert. Der bedeutendste Erfolg seiner Regierung ist wohl die von Abt Diethelm schon in der Hauptsache durchgeführte, von Otmar vollendete Ausrottung des neuen Glaubens in dem ihm unbeschränkt unterworfenen Gebiete der alten Landschaft, des sogenannten „Fürstenlandes", so daß nur ein ganz kleiner Teil an der neuen Konfession festhielt. Im Toggenburg waren allerdings die Verhältnisse stärker als das Vermögen des Abtes.

Leider war es Abt Otmar nicht beschieden, den Seinigen lange vorzustehen. Schon nach 12jähriger Regierung raffte der Tod den erst 46jährigen rüstigen Mann dahin in seiner Heimat Wil am 15. Januar 1577. Er starb arm, wie er gelebt. Seine Hinterlassenschaft betrug 131 Gulden Bargeld. Vierzig Wiler Bürger trugen die Leiche nach St. Gallen, wo sie mit großer Feierlichkeit beigesetzt ward.

Der Aufschwung, den das Kloster unter ihm genommen, dauerte auch unter seinem Nachfolger Joachim Opser (1577—1594) fort. Auch er war von Wil gebürtig, Otmars Liebling gewesen und hatte in Paris, am Kollegium Claramontanum unter der Leitung der Jesuiten treffliche Studien gemacht. Er las und schrieb in deutscher, französischer, lateinischer,

griechischer und hebräischer Sprache, kannte die besten Bücher seiner Zeit, von denen er viele anschaffte, stand im Briefwechsel mit vielen Gelehrten, und war bemüht, sowohl im Kloster, wie bei seinen Untertanen wahre Aufklärung, Wissenschaft, Frömmigkeit und gute Sitten in Aufnahme zu bringen. Noch sind handschriftlich viele lateinische Schriften von ihm vorhanden, beredte Zeugnisse seines religiösen Eifers und seiner gründlichen theologischen Wissenschaft.

Sein Tod war der Tod eines Helden. Im Jahre 1594 wütete in St. Gallen die Pest, weshalb der Abt alle Mönche nach auswärts an sichere Orte verschickte; nur sechs behielt er zurück, mit denen er die Pestkranken besorgte. Eben hielt er am 24. August eine seiner beredten Predigten an das Volk, als er auf der Kanzel vom Schlage getroffen, zu Boden sank und von den Dienern bewußtlos weggetragen wurde. Noch lebte er bis abends 9 Uhr, worauf der Tod sein Leben beschloß, das er nur auf 46 Jahre gebracht hatte. Er hatte 17 Jahre 6 Monate und 27 Tage regiert. Der Dekan berief rasch die abwesenden Mitglieder ins Kloster. Am 27. August fand das Begräbnis statt und sofort danach die Neuwahl. Sie fiel auf den Dekan Bernard Müller.

Abt Bernard II. Müller (1594—1630) war 1557 im schwäbischen Flecken Ochsenhausen geboren und besuchte vom 9. bis 16. Jahre die Lateinschule des heimatlichen Klosters. Mit guten Zeugnissen versehen kam er 1574 nach St. Gallen, wo er nach bestandenem Probejahr am 26. Dezember 1576 die Ordensgelübde ablegte. Von 1577—1583 studierte er an der Universität Dillingen, wurde 1584 zum Priester geweiht und ging dann nochmals auf vier Jahre nach Dillingen, wo er am 25. Oktober 1593 zum Doktor der Theologie promoviert wurde. Schon

einige Jahre früher war er von Abt Joachim zum Dekan ernannt worden.

Seine Wahl zum Abte erhielt ein ernstes Nachspiel wegen des ungünstigen Rufes, in welchem das Kloster stand. Im Januar 1595 fand eine Visitation durch den päpstlichen Nuntius und den Abt Georg von Weingarten statt, welche verschiedene Mißbräuche abstellten und strenge Strafen, selbst Kerkerhaft für schwerere Vergehen festsetzten. Um das Ansehen des Klosters zu erhöhen, und um tüchtige Priester und Mönche heranzuziehen, soll der Abt beständig sechs oder wenigstens vier Professen an der Universität Dillingen studieren lassen.

Die feierliche Abtweihe erfolgte dann am Feste des heiligen Gallus, am 16. Oktober 1595. Mit starker Hand nahm der neue Abt das Steuer in die Hand und erwies sich bald für Stift und Landschaft, in weltlichen wie in geistlichen Dingen als tüchtiger, erfolgreicher und nie rastender Erneuerer und Wiederhersteller im besten Sinne des Wortes.

Auch um die übrigen schweizerischen Benediktinerklöster machte sich Abt Bernard verdient durch seine Teilnahme an der Gründung einer schweizerischen Benediktinerkongregation. Es war in Einsiedeln am 29. Mai 1602, wo der Grund dazu gelegt wurde und der päpstliche Nuntius dazu aufforderte. Die vier anwesenden Äbte von St. Gallen, Einsiedeln, Muri und Fischingen, die sich schon vorhin hierzu geneigt fühlten, wurden durch die Rede des Nuntius ganz entflammt und beschlossen sofort, im gleichen Jahre am 12. Juli in Wil, im Lande des Abtes von St. Gallen, zusammenzutreten, um die Satzungen für die Kongregation zu entwerfen. Daselbst hielt der Fürstabt von St. Gallen an die Äbte eine ergreifende Rede. Sofort wurden die Grundlagen festgesetzt, welche für

die Kongregation gelten sollten. Abt Bernard, ausgezeichnet durch Frömmigkeit und Gelehrsamkeit, wurde der erste Präses der schweizerischen Benediktinerkongregation, zu welcher in der Folge auch noch die Klöster Pfävers, Rheinau, Engelberg, Disentis und Mariastein gehörten. Während der ersten zwei Jahrhunderte, solange das Kloster St. Gallen bestand, standen dessen Äbte fortwährend an der Spitze der Kongregation.

Werfen wir nun noch einen Blick auf die geistliche und weltliche Regierung des St. Gallischen Territoriums. Die Kirchenspaltung und später der Dreißigjährige Krieg hatten auch im Lande des heiligen Gallus dem religiösen und sittlichen Zerfalle gewaltigen Vorschub geleistet. Es war ein Glück, daß das Kloster eine Reihe ausgezeichneter Fürstäbte erhielt, welche alles aufboten, um die Wunden zu heilen, und die zerfallenen Sitten zu verbessern. Da der Fürstabt gleichzeitig geistlicher Oberhirt und weltlicher Regent des Landes war, so war das Zusammenwirken von kirchlicher und staatlicher Gewalt für den gleichen Zweck von selbst gegeben und der Erfolg um so sicherer und leichter zu erreichen. Ildefons von Arx, der Geschichtschreiber von St. Gallen, sagt darüber: „In der vernünftigen Voraussetzung, daß nicht die Soldaten, sondern die guten Sitten ihre und des Staates Stützen seien, behandelten sie alles das, was auf solche Bezug hatte, mit eben der Sorgfalt, die man jetzt auf die Staatseinkünfte, das Militär und den Gewerbefleiß zu verwenden pflegt. Mit den Alten hielten sie dafür, daß die Menschen in sittlichem Betracht bloß als Kinder zu betrachten seien, die sich immer wieder vergessen, deren beweglichen Willen nur die Furcht vor Strafe im Guten befestigen könne. Sie suchten darum durch Strafgesetze dem in den un-

ruhigen und gesetzlosen Zeiten noch höher gestiegenen Verderbnisse zu begegnen . . . Aber soviel auch die Furcht vor Strafen auf das menschliche Gemüt wirken mag, überließ man es ihr doch nicht völlig allein, die Sitten des Volkes zu verbessern. Die Geistlichen gingen den Strafgeboten mit ihrem Unterricht zur Seite . . . Die heilsamen und von den Päpsten in Ausführung gebrachten Beschlüsse des Kirchenrates von Trient brachten in den Klöstern und bei den Pfrundgeistlichen eine gänzliche Änderung des Sinnes und des Lebens hervor."

Über die Erfolge bemerkt Ildefons von Arx weiter: „Das eifrige Unterweisen und Zusprechen, dem einerseits das gute Beispiel der Geistlichen und der Obrigkeiten kräftigen Nachdruck gab, und anderseits die Sittenverordnungen entgegenzuhandeln nicht erlaubten, wurde mit dem herrlichsten Erfolge gekrönt. In dem Zeitraume eines einzigen Menschenalters trat anstatt der vorigen Sittenlosigkeit allgemeine Auferbauung, anstatt der öffentlichen Unsicherheit hohe gesetzliche Ordnung, und für die unbändige Widersetzlichkeit stille leitsame Bereitwilligkeit ein. Der Geist der Andacht, jenes Öl der Tugendflamme, nahm unter dem Volke von Tag zu Tag mehr zu . . . Da, so schließt Ildefons, fängt jener Zeitraum an, den sich unsere Großväter wegen der herrschenden Ehrlichkeit, Tugend und Frömmigkeit unter dem Namen der guten alten Zeit lobten. Sie war es auch in der Tat, weil die Bewohner dieses Landes vorher und nachher nie mehr Tugenden und weniger Laster hatten, und weil die Vor- und Nachteile der Kultur und Unkultur sich nie gegeneinander für die Sittlichkeit und Ruhe vorteilhafter aufwogen."

19. Kapitel.

Fürstabt und Kardinal Cölestin Sfondrati.

So viele Gelehrte das Kloster St. Gallen im Laufe der Zeit auch aufweist, zur Abtswürde sind nur wenige erhoben worden; unter diesen aber ein Gelehrter ersten Ranges, Fürstabt Cölestin I. Er entstammte der vornehmen Familie der Sfondrati in Mailand. Papst Gregor XIV. war sein Großoheim, der Kardinal Paul Sfondrati sein Oheim, sein Großvater und Vater bekleideten hohe Stellen in der spanischen Armee. Von seinen Brüdern war Herkules Sfondrati spanischer Gesandter bei Kaiser Leopold, der andere Karl Philipp, Bischof zu Volaterra.

Cölestin wurde geboren den 10. Januar 1644 und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Aloisius. Seine Erziehung lag seiner ausgezeichneten Mutter ob, weil der Vater fast immer abwesend war. Als der Knabe zwölf Jahre alt war und die Mutter seine Lebhaftigkeit kaum mehr zu bemeistern vermochte, auch seine Umgebung in Mailand ihm nicht zuträglich schien, sandte sie ihn auf Veranstaltung des Kardinals Caraffa in das Kloster St. Gallen, dessen Schule sich des besten Rufes erfreute. Zuerst wurde er in der Schule auf Mariaberg in Rorschach untergebracht und zeigte anfänglich ein ganz unbändiges Temperament; er war imstande, mit dem Messer auf Schüler und Lehrer loszugehen; er erklärte wiederholt, er gehöre nicht in das Kloster, er sei für den Kriegsdienst geboren, und man dachte auch ernstlich daran, ihn wieder nach Italien zurückzuschicken.

Wenn später von einem aufbrausenden Menschen die Rede war, bemerkte Cölestin oft von sich selber: „Auch

ich war wie kaum ein anderer ein Brausekopf, glaube aber mich so abgekühlt zu haben, daß es erträglich ist."

Wider Erwarten legte er aber bald seine Wildheit ab und war bei seinen Talenten unter allen Schülern weitaus der erste und zugleich das Muster aller andern. Nach nicht langer Zeit meldete er sich an für das Kloster und wurde von Rorschach nach St. Gallen in die innere Schule versetzt, welche für die Kandidaten und Mitglieder des Klosters bestimmt war. Vor der Ablegung der Ordensgelübde wurde er von seinen Verwandten dringend eingeladen zu einem Besuche in Italien. Der Abt gab ihm auch die Erlaubnis dazu, aber der junge Novize ließ sich durchaus nicht bestimmen, der Einladung Folge zu leisten. Aus den Lebensbeschreibungen läßt sich nicht entnehmen, daß er von seinem zwölften Lebensjahre bis zum letzten Italien mehr als einmal betreten habe. Dieses eine Mal geschah 1694, da er als Fürstabt in Mailand eine verlorne Besitzung des Klosters wieder zu erlangen hoffte, aber ohne Erfolg.

Am 26. Mai 1660 legte er die Ordensgelübde ab und wurde schon 1666, noch nicht einmal Priester, als Professor der Theologie in das Kloster Kempten gesendet. Am 26. Mai 1668 Priester geworden lehrte er in St. Gallen Philosophie und Theologie und wurde bald auch Novizenmeister.

Seine Wissenschaft und Tugend erwarben ihm solches Ansehen und Zutrauen, daß er im Jahre 1678 zum Offizial, also einem der wichtigsten Ämter ernannt wurde. Der Abt hatte nämlich in dem ihm untergebenen Gebiete die bischöfliche Jurisdiktion und übte dieselbe durch die eben genannte Beamtung aus. Aber Cöleſtin fand kaum Zeit, seinen Seeleneifer nur zu zeigen. Er hatte von der Universität Salzburg den Titel eines Doktors der Theologie und beider

Rechte erhalten, und wurde nun 1679 dorthin als Professor des kanonischen Rechtes verlangt. Der Fürstabt Gallus II. gab nur ungern seine Einwilligung.

Sfondratis Lehrtätigkeit in Salzburg brachte eine große Bewegung in die Studierenden. Die Zahl der Zuhörer war so groß, daß kein Hörsaal sie zu fassen vermochte und viele von außen auf Leitern am Fenster stehend ihm zuhörten. Die Vorlesungen gestalteten sich zu einer förmlichen Belagerung. Dabei kümmerte sich Sfondrati nicht bloß um die trockene Gelehrsamkeit. Nie verließ er den Katheder, ohne den Zuhörern eine heilsame Mahnung zu geben, und als Präses der Marianischen Kongregation goß er, wie ein Lebensbeschreiber sagt, die Ströme heiliger Beredsamkeit über Studenten und andere Sodalen in reichlichem Maße aus. Von den in Salzburg verfaßten Schriften heißt die wichtigste Regale Sacerdotium, von welcher nachher die Rede sein wird. Der Erzbischof von Salzburg ernannte ihn zu seinem geistlichen Rate und tat nichts Wichtiges, ohne ihn zu beraten. Auch von andern geistlichen und weltlichen Fürsten wurde er vielfach zu Rate gezogen.

Als ein Klosterbeamter von Salzburg nach St. Gallen heimkehrte und dem Fürstabte Gallus über Cölestin Bericht erstattete, schrieb dieser in sein Tagebuch: „Große Dinge berichtet man mir von P. Cölestin, dem Professor des kanonischen Rechtes.“ Der greise Fürstabt schrieb diese Worte keineswegs in freudiger Stimmung, sondern voll schwerer Besorgnis. Er fürchtete, daß der junge Pater mit seinen genialen Anlagen die Beweihräucherung nicht ertragen und ein Opfer des Stolzes werden könnte. Diese Furcht erwies sich glücklicherweise als unbegründet. Mitten im Schuljahre zurückberufen, langte Cölestin den 15. Januar 1683 in St. Gallen an und besorgte einige Wochen die Seel-

sorge im Frauenkloster St. Georgen, dann in dem Dörfchen Untereggen mit Eifer und Hingebung. Der Abt verlieh ihm wieder eine seinen Fähigkeiten angemessene Wirksamkeit, indem er ihn zum zweitenmal zu seinem Offizial ernannte (1. August 1684). Cölestin widmete sich mit Eifer seiner neuen Wirksamkeit und bot insbesondere alles auf, um die Seelsorger zu der Höhe ihrer Aufgabe zu erheben. Aber auch auf diesem Posten war seines Bleibens nicht.

Der Ruhm Cölestins war durch die Schriften, welche er verfaßt hatte, bis zu Papst Innozenz XI. gelangt. Schon im folgenden Jahre (1685) bot ihm der Papst das Bistum Novara an, und da Cölestin entschieden ablehnte, wiederholte der Papst das Angebot und Cölestin mußte sich schließlich fügen (1686). Während der Vorbereitungen zu seiner Abreise starb Fürstabt Gallus II. nach 33jähriger Regierung den 4. März 1687. Am 17. März fand die Wahl eines neuen Abtes statt. Cölestin tat alles, um die Wahl von sich abzuwenden, und machte namentlich darauf aufmerksam, daß seine Wahl dem Kloster die gefährliche Feindschaft Frankreichs zuziehen werde, eine Vorhersagung, die nicht unerfüllt geblieben ist. Er wurde gleichwohl gewählt, und als er ablehnte, wählte man ihn zum zweitenmal. Die Äbte und der päpstliche Nuntius rieten ihm nun, die Wahl anzunehmen. Da erklärte Cölestin vor einem Kruzifixe kniend, daß er sich füge, aber aus dem einzigen Grnnde, weil er sehe, daß er damit größere Würden von sich fern halte. Diese Erwartung erwies sich freilich in der Folge als unrichtig. Der Papst bot ihm das Bistum Novara zum drittenmal an, überließ ihm aber die Entscheidung, worauf Cölestin das Bistum ablehnte und sich mit der Abtei begnügte.

Auch als Fürstabt blieb er der demütige, freund-

THE INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
ST. MICHAEL'S COLLEGE
LIBRARY

liche Ordensmann, der er vorher geweſen. Vorkommende Fehler ließ er nicht unbeſtraft, aber erſt, wenn die Schuld ſicher erwieſen war. Seine Wohltätigkeit konnte er, bevor er Abt war, nur dadurch betätigen, daß er für Notleidende andere Wohltäter anſprach; als Abt konnte er im Geben das richtige Maß nicht einhalten und mußte ſchließlich ſeinen Verwalter ermächtigen, ſeine Freigebigkeit zu kontrollieren. Er hatte eine ſehr ſchwächliche Geſundheit; das hinderte ihn nicht an fortgeſetzter Tätigkeit. Ergaben ſich den Tag über oder auf der Reiſe einige freie Augenblicke, ſo verwendete er ſie zum Gebete, insbeſondere zum Beten des Roſenkranzes. Er war ein zärtlicher Verehrer der ſeligſten Jungfrau, wie auch mehrere ſeiner Schriften bezeugen. Auch das Altarbild auf dem Muttergottesaltare in der Kathedrale wurde von ihm der Kirche geſchenkt. Ebenſo war er ein eifriger Verehrer der heiligen Landespatrone Gallus und Otmar und ließ auch die Otmarskirche reſtaurieren. Bei dieſem Anlaſſe wurden die Gebeine der heiligen Otmar und Notker gehoben, wobei mehrere auffallende Heilungen vorkamen.

Dabei war er ein Mann der Abtötung und zwar nicht bloß im Eſſen und Trinken — er trank faſt nichts und verzichtete meiſtens auf das Nachteſſen — und durch Abbruch im Schlafe, ſondern auch durch ſtrenge, man muß ſagen allzu ſtrenge Kaſteiungen. Erſt nach ſeinem Tode entdeckte man ſeine Bußwerkzeuge, Bußgürtel und blutbefleckte Geißeln, und an ſeinem eigenen Körper die Spuren von deren häufiger Anwendung. Man darf wohl ſagen, daß das Kloſter St. Gallen in ihm einen Heiligen zum Abt erhalten hatte.

Auch als weltlicher wie geiſtlicher Regent ſtellte Abt Cöleſtin ſeinen Mann. Als er die Regierung

antrat, war in der Reform der Sitten das Schwerste bereits getan, es handelte sich für ihn weniger um neue Strafgesetze als um die Förderung einer guten Seelsorge. Seinen Seeleneifer hatte er schon vor seiner Erhebung nicht bloß als Offizial gegen seine Untergebenen, sondern bei jeder Gelegenheit gegen solche gezeigt, die nicht seine Schafe waren, und er tat dieses bis an sein Ende. Es muß genügen, hier an die wichtigsten seiner Amtshandlungen zu erinnern. Im Jahre 1690 wurde von ihm auf den 8. bis 10. Mai eine Versammlung aller ihm untergeordneten Seelsorgsgeistlichen in Rorschach angeordnet. Aus der Beratung ging eine Reihe heilsamer Dekrete hervor in Bezug auf das Leben und die Pflichten der Geistlichen, den Gottesdienst und die Seelsorge. Ein Abschnitt handelt von der Sittenverbesserung und enthält in 23 Artikeln sehr praktische Verfügungen über die Sorge für Arme, Witwen und Waisen, und solche, die sonst eines Vormundes bedürfen, über die Lehrer, die Schulen und die Gründung von solchen, über Ehe- und Familienleben und Erziehung, über die Pflege der Sittlichkeit in der Familie und in der Öffentlichkeit. Der Fürstabt schloß diese Versammlung mit einer ergreifenden Ansprache, in welcher er, auf das Vorbild des guten Hirten hinweisend den Seelsorgern rückhaltslose Hingabe des Teuersten, selbst des Lebens, für die ihnen anvertrauten Seelen empfahl.

Das Herz des treuen Hirten der Seelen, welcher so redete, war zugleich das Herz des Landesvaters, der mit nicht geringerer Sorgfalt auch für das zeitliche Wohl seiner Untertanen bekümmert war. Wenn man einen Blick in sein Tagebuch wirft, so begegnet man einer Reihe von Notizen, welche zeigen, wie der gelehrte Mann auch für alltägliche Angelegenheiten Interesse und Verständnis besaß, namentlich wo das

Wohl des Volkes davon berührt wurde. So z. B. ordnet er eine Prüfung von Maß und Gewicht an, dann läßt er den Kornhandel in Rorschach überwachen und die Zwischenhändler (Fürkäufer) fernhalten, dann erläßt er Verordnungen über kirchliche und klösterliche Angelegenheiten im eigenen Lande und außerhalb. Hunderte solcher oft kleinlichen und trockenen Dinge nahmen ihn Tag für Tag in Anspruch und raubten ihm die Zeit für das, was ihm nebst dem Gebet das liebste war, für wissenschaftliche Arbeiten. Gleichwohl war er nicht bloß gezwungen, sondern mit seinem Herzen dabei. Dieses zeigte er besonders bei der schrecklichen Hungersnot im Jahre 1693. In einem weiten Umkreise war die Ernte mißraten, damals war die Zufuhr noch schwierig, und dazu kam noch infolge eines Krieges zwischen Frankreich und dem Kaiser das Verbot der Getreide-Einfuhr. Die Not wurde so groß, daß die Leute Pferde, Hunde, Katzen und Gras zu essen gezwungen wurden. Der Fürstabt gab sich alle Mühe, der Not zu steuern. „Ich selbst," so erzählt sein Biograph, „sah bisweilen eine Volksmenge von zwei- bis dreitausend Menschen, welche an den Klosterpforten Brot verlangten, und von denen keiner leer entlassen wurde." Aber bei dieser Art Verteilung waren Unordnung und Mißbräuche unvermeidlich. Darum änderte Cölestin das Verfahren, ließ in allen Gemeinden die Dürftigen aufzeichnen und wöchentlich ihnen in geordneter Weise das Nötige zukommen, neben dem Brot auch Kleider und Holz. Von Zeit zu Zeit erwirkte Cölestin beim Kaiser die Erlaubnis zu einiger Einfuhr von Getreide, die zwar nur für das Kloster bewilligt war, die dieses aber mit dem Lande teilte und die darum ungenügend war. Dann ließ er in Mailand für 23,000 Gulden Getreide ankaufen. Solange die Hungersnot dauerte, setzte Abt

Cöleſtin das Maß des täglichen Brotes, das er ſelbſt genoß, auf die Hälfte herab.

So ſehr Abt Cöleſtin der Ehre zu entgehen ſuchte, um ſo mehr wurde ihm davon zuteil. Merkwürdig iſt, daß er im Jahre 1691, obſchon noch nicht Kardinal, bei der Papſtwahl doch drei Stimmen erhielt. Im Konſiſtorium vom 12. Dezember 1695 wurde er von Papſt Innozenz XII. zum Kardinal erwählt und erhielt den Titel von der Kirche der heiligen Cäcilia, welchen auch ſein Oheim Paul inne gehabt hatte. Am 19. Dezember traf der päpſtliche Bote in St. Gallen ein, welcher ihm die Inſignien der neuen Würde, Birett und Käppchen, überbrachte. Zu dieſer Erhebung brachten ihm alle katholiſchen Mächte, außer Frankreich, ihre Glückwünſche dar, vorzüglich taten ſolches der Konvent des Stiftes und die Bevölkerung der Stiftslande, deren heißeſter Wunſch war, daß Cöleſtin als Kardinal in St. Gallen verbleiben möchte. Sie warfen ſich vor ihm ſogar auf die Knie, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Aber Cöleſtin ſtellte ihnen vor, daß dieſes dem Stifte zum Nachteile gereichen müßte und ſäumte nicht, als Fürſtabt abzudanken.

Am 10. Januar 1696, an ſeinem 52. Geburtstage, leitete er noch die Wahl des neuen Fürſtabtes, welche auf Leodegar Bürgiſſer, den Dekan des Stiftes, fiel, und am zweiten Tage nachher trat er die Reiſe nach Rom an. Er verabſchiedete ſich in herzlicher Weiſe von den Äbten der ſchweizeriſchen Benediktiner-Kongregation, von den Kapitularen des Kloſters und von ſämtlichen geiſtlichen und weltlichen Beamten. Von ihnen begleitet, begab er ſich in die Kloſterkirche, um die Reiſegebete zu verrichten; aber alle Anweſenden zerfloſſen ſo ſehr in Tränen, daß ihre Stimme erſtickte, und auf die üblichen Bittverſe niemand antworten konnte. Auch die Bevölkerung der Stadt St. Gallen

bezeigte lebhaft ihre Sympathie und der Magistrat gab ihm mit einer schmucken und zahlreichen Reiterschar das Ehrengeleite bis Rorschach.

Seine Reise glich einem Triumphzuge, indem überall das Volk, die Bischöfe, Äbte und Fürsten sich beeilten, ihm einen ehrenvollen Empfang zu bereiten. Cölestin, der diese Dinge nicht liebte, trennte sich öfter von seinem Gefolge, um unbeachtet in die Städte hineinzukommen. So machte er es auch in Rom, wo er am 9. Februar anlangte, und sofort in die wichtigsten Kongregationen berufen wurde. Der Papst hielt große Dinge auf ihn und gedachte ihn für die wichtigsten Angelegenheiten zu verwenden.

Aber diese Hoffnungen sollten bald vereitelt werden. Cölestin war ohnehin sehr schwächlich und das römische Klima schien ihm nicht zuzusagen. Am Feste Christi Himmelfahrt, den 31. Mai, wurde er von einem schweren Übel befallen, von dem er sich zwar wieder etwas erholte, aber nur um langsam dem Grabe zuzuwanken. Er sagte, er sei zu allem bereit, aber wenn er wählen könnte, so würde er den Tod vorziehen. Rechtzeitig machte er sein Testament, in welchem er nicht vergaß, sich auch den St. Gallischen Landespatronen anzuempfehlen. Ein Kapitular des Klosters, P. Hermann Schenk, war bei ihm bis zu seinem Tode, und diesem verdanken wir die Notizen über seine letzten Lebenstage. Cölestin brachte dieselben in S. Andrea nel Quirinale, dem Noviziathause der Gesellschaft Jesu, zu, weil es in einer gesunden Lage sich befindet. Im August verminderten sich seine Kräfte von Tag zu Tag, am 31. August empfing er die heiligen Sterbsakramente, nachher trug er dem P. Hermann die letzten Abschiedsgrüße an den Fürstabt und an alle seine einstigen Söhne auf, dann wandte er sich an alle Umstehenden mit der Bemer-

kung, er sterbe gern, erstens werde er Gott nicht mehr beleidigen, zweitens könne er Gott sein Leben als Opfer darbringen.

Bis in die letzten Tage befaßte er sich noch mit Geschäften. Noch am vorletzten Tag ließ er den Gesandten von Toskana kommen, um dem Großherzog seine letzte Schrift über die Vorherbestimmung, Nodus Praedestinationis, die eben im Drucke begriffen war, anzuempfehlen, damit die Veröffentlichung durch seinen Tod nicht unterbrochen werde. Sein letztes Geschäft war, daß er einen Brief an den Kaiser diktierte.

Am 4. September traf ihn der Jesuitenpater Casucchi sehr leidend, und um ihn zu trösten, erinnerte er ihn an das Wort des Heilandes: Meine Seele ist betrübt bis zum Tode. Cölestin antwortete: In Schmerzen bin ich, aber traurig nicht, denn Christus hat meine Traurigkeit durch die seinige geheilt. Am Abend ließ er sich das Vaterunser, den Englischen Gruß und das Nizänische Glaubensbekenntnis ganz langsam vorbeten. Dann betete er lateinisch mehreremal: Ich glaube, ich hoffe, Jesus, Maria, fügte den Englischen Gruß bei, und bei den Worten „in der Stunde unseres Absterbens" verstummte sein Mund für immer. Mit einem freundlichen Lächeln verschied er den 4. September 1696 nachts 11 Uhr so sanft und ruhig, daß man einige Zeit nicht wußte, ob er schon gestorben sei. Er erreichte ein Alter von 52 Jahren 8 Monaten und 25 Tagen.

Nach seinem Wunsche wurde seine Leiche in nächtlicher Stunde nach St. Cäcilia, seiner Titularkirche, übertragen, aber gegen seinen Wunsch waren die Exequien am 6. September außerordentlich feierlich. Die Kardinäle weinten, und Kardinal Albano, der später Papst wurde, jammerte, er habe seinen Vater verloren. Papst Innozenz XII. konnte, als ihm P. Her-

mann den Hinscheid anzeigte, seine Tränen nicht zurückhalten und sagte: „Wir waren nicht würdig, einen so heiligen Mann länger zu besitzen."

Auch das römische Volk betrachtete den Verstorbenen als einen Heiligen. Wie es die Art der Südländer ist, drängte sich alles hinzu, seinen Leichnam mit Rosenkränzen zu berühren, und sich selber ein Andenken zu holen, was zur Folge hatte, daß die Kirchengewänder, mit denen die Leiche bekleidet war, größtenteils in Stücke zerrissen wurden. Das kostbarste Andenken aber hat St. Gallen erhalten in seinem Herzen, welches P. Hermann dorthin brachte, und nebstdem seine ausgebreitete Korrespondenz, die viele Bände ausfüllt. — Wenige Jahre später, im Toggenburgerkriege, wurde das Herz von protestantischen Soldaten verunehrt, sein Andenken aber ist im Lande des heiligen Gallus ein gesegnetes geblieben. Eine Tafel im Chore der St. Gallischen Kathedrale erinnert noch heute an ihn. Seine Schriften erregten bei ihrem Erscheinen bedeutendes Aufsehen. Sie waren hauptsächlich gegen den Gallikanismus gerichtet, gegen die Allgewalt der französischen Krone auch in kirchlichen Dingen. Dieses System war namentlich unter der Regierung Ludwigs XIV. von den Hoftheologen verteidigt worden. Sfondrati zog sich durch deren Bekämpfung die Feindschaft der Franzosen zu, was selbst für die St. Gallischen Untertanen von nachteiligen Folgen war.

20. Kapitel.

Das 18. Jahrhundert.

Der verderbliche Zwiespalt, welchen die Lehre Zwinglis in die Eidgenossenschaft getragen, hat besonders in der Heimat des Reformators, im Toggenburg auf Jahrhunderte hinaus Anlaß zu den bittersten Kämpfen gegeben. Im 18. Jahrhundert sollte deswegen nochmals Bürgerblut fließen, nochmals Schweizer gegen Schweizer im Felde stehen. Der große Bürgerkrieg vom Jahre 1712 entspann sich wegen strenger Verwaltung, welche die Äbte von St. Gallen im Toggenburg ausübten; eine Strenge, die aber nicht größer war, als andere Oberherren sie gegen ihre Untertanen gebrauchten, und in nichts anderm als in Handhabung wohlerworbener Rechte und Befugnisse bestand; eine Strenge, die jenen Äbten wegen dem unruhigen Charakter der Toggenburger, den beständigen feindlichen Einflüsterungen Zürichs, und aus voller Überzeugung von dem hohen Wert der katholischen Lehre, welche sie im Toggenburg aufrecht erhalten wollten, notwendig schien; eine Strenge, die, wenn sie auch zuweilen ihr Maß überschritt, dennoch keineswegs zu vergleichen ist mit den Greueln, welche infolge dieses Krieges von dem empörten Volke und dessen Helfern an dem Abte und seinen Landen verübt wurden.

Seit Sfondratis Abdankung stand an der Spitze des Klosters Abt Leodegar Bürgisser, geboren 1. April 1640 in Luzern, seit seinem 14. Jahre Zögling der Klosterschule, seit 1657 Mitglied des Klosters. Er war in den verschiedensten Stellen tätig gewesen, zuletzt als Dekan. Als Abt (1696—1717) trat er schon im ersten Jahre seiner Regierung ent-

Neu St. Johann im Turtal.

schieden für sein Recht auf, im sogenannten Kreuzkrieg mit der Stadt St. Gallen. Diese verlangte, daß die Prozessionen, welche durch die Stadt zogen, das Kreuz niederlegen sollten, während die Geistlichkeit dasselbe aufrecht in den Händen tragen wollte, laut bestehenden Verträgen. Es entstand ein bewaffneter Auflauf und Kriegsrüstungen in der Stadt, bis die Tagsatzung den Frieden mit Mühe herstellte.

Die Abtei St. Gallen besaß zu dieser Zeit an dem Marschall und Landhofmeister Fidel von Thurn, einen der gewandtesten und bedeutendsten Staatsmänner, einen Freund Österreichs. Dieser riet unter anderm dem Abt, durch Toggenburg und den Hummelwald eine Straße nach Uznach zu eröffnen, um so unmittelbare Verbindung mit Schwyz herzustellen, was für den Handel und in Kriegsfällen für beide Teile sehr vorteilhaft, für Zürich aber, durch dessen Gebiet bis anhin die Getreidefuhren in die innere Schweiz gehen mußten, sehr nachteilig gewesen wäre. Die Toggenburger murrten, daß sie an dieser Straße arbeiten sollten, und Zürich benutzte auch diesen Anlaß, die Unzufriedenen zu unterstützen. Einer der Rädelsführer der Toggenburger war damals Joseph German, der fleißig nach des Landes alten Rechten und Freiheiten spürte, eine Menge solcher aufgefunden zu haben vorgab, und damit in Berg und Tal Gemeine und Vornehme aufreizte.

Ihm half in Schwyz ein verschmitzter Volksführer, der früher Novize in St. Gallen, dann Landvogt gewesen, Joseph Stadler, der die Landsgemeinde in Schwyz zugunsten der Toggenburger zu stimmen suchte. Diesen Männern aber und ihren Umtrieben gegenüber stand Abt Leodegar, der mit kräftiger Hand dem Unwesen zu steuern suchte. Er ließ sechs der vornehmsten Wattwiler, die sich dem angeordneten Straßenbau

durch den Hummelwald widersetzten, zur Strafe ziehen, und German in den Kerker werfen. Aber die Ruhe ward dadurch nicht hergestellt; Volksmassen rotteten sich zusammen, und verlangten trotzig Germans Herauslassung, welche aber nicht gewährt wurde. So mißlangen noch viele andere zu Anfang des 18. Jahrhunderts von den Toggenburgern gemachte Versuche, sich zu befreien, obwohl Zürich und Schwyz sich ihrer tätig annahmen.

Bei solcher Lage der Dinge wußte der Abt, der in der Eidgenossenschaft keine Hilfe mehr fand, nichts Besseres zu tun, als auf Anraten seines Ministers von Thurn mit dem Kaiser Joseph I. ein Schirmbündnis zu schließen (28. Juli1 1702), welches vielleicht ein unkluger, aber in der Stellung des Abtes als Reichsfürsten, kein ungerechter, bundeswidriger Schritt war. Indessen wurde er schnell genug als solcher dargestellt, es erhob sich gewaltiger Lärm, bei 7000 Toggenburger sammelten sich in Wattwil zu einer Landsgemeinde, und erneuerten feierlich mit Schwyz und Glarus das Landrecht von 1440 (1703 Juni). Die eidgenössischen Stände, Bern allein ausgenommen, sahen diesen Dingen ruhig zu, und man sprach einstweilen nur noch von Vermittlung. Stadler indessen wußte durch List und Trug die Landsgemeinde in Schwyz ganz für Toggenburg zu gewinnen, so daß das Volk im Toggenbnrg nun wagen durfte, die meisten dem Abte zustehenden Rechte selbst auszuüben, und sich nicht nur frei zu erklären, sondern auch frei zu handeln.

Der Abt zeigte seine Rechtstitel vor, aber diese wurden nicht mehr geachtet; denn es galt nicht sowohl Toggenburgs Freiheit, als vielmehr die Demütigung eines katholischen geistlichen Fürsten. Das zeigte der Ausgang. Der Kampf wurde als ein religiöser angesehen, von den Zürcher Prädikanten geschürt und

so ließ sich auch Bern bereden, gegen den Abt zu kriegen, da es wohl gerüstet war und Aussicht hatte, die Scharte wegen der 1531 und 1656 erfahrenen Niederlagen auszuwetzen. Dagegen waren im ganzen Gebiete des Abtes beinahe keine Vorkehrungen für den Krieg getroffen, denn man hatte nie geglaubt, daß es so weit kommen werde; auch meinte der staatskluge Fidel von Thurn, in solchem Falle sei alle Gegenwehr unnütz. Am 12. April 1712 geschah die Kriegserklärung und schon am folgenden Tag ward der Feldzug eröffnet, indem die Zürcher gegen Wil heranzogen und das Städtchen zu beschießen anfingen; so floh fast alles und der Kommandant Felber mußte den Platz übergeben.

Als das der Abt vernahm, als er hörte, wie die Toggenburger in Magdenau abscheulich hausten, in St. Johann einen Priester erstachen, die Kirchen und Tabernakel schändeten, als er sah, wie auch die Zürcher schreckliche Untaten im Lande ausübten, und immer näher heranrückten, und die Schirmorte nicht helfen konnten oder wollten, da schiffte sich Abt Leodegar am 22. Mai 1712 in Rorschach nach Mehrerau ein, von wo er sich nach seiner Herrschaft Neu-Ravensburg begab. Er sollte St. Gallen nie mehr sehen. Ihm folgten, erschrocken ob dem, was in St. Johann geschehen, am folgenden Tage alle Kapitularen. Auf des Reiches Schutz war nicht zu rechnen, da Karl VI. eben anderwärts genug zu tun hatte. Deshalb benützte Zürich den Zeitpunkt, der Hauptmann Nabholz rückte vor, das unzufriedene Landvolk ergab sich bald, und schon am 26. Mai zog er in St. Gallen ein und bemächtigte sich da, wie früher in Wil, aller beweglichen Vorräte, auch der Bibliothek und der Glocken, schloß die Kirche und entließ die fünf einstweilen angestellten Weltgeistlichen. — Darauf besetzten die Zürcher

auch Rorschach, und ließen in Wil und St. Gallen die Gefälle des Stiftes an sich ziehen, behandelten aber das Volk mit Milde, so daß dieses sich bald in die neue Lage fügen konnte. Der unglückliche Abt wurde nach diesen Vorgängen auf alle mögliche Weise durch Schriften, Lieder, Bilder und Zeitungsblätter beschimpft, als ob er der alleinige Urheber dieses Krieges wäre.

Im Toggenburg benahm sich Rabholz mit großem Übermute, welcher kaum durch den der Toggenburger selbst, die er bändigen wollte, entschuldigt werden kann. Er übergab mehrere, dem Abte treu gebliebene, angesehene Männer dem Landgerichte und erzwang deren Hinrichtung, hob ein Bataillon Toggenburger aus und versetzte es nach Zürich. Die Toggenburger beriefen sich auf ihre Freiheit und träumten sich schon als vierzehnter Ort der Eidgenossenschaft, wurden aber abgewiesen; der Schultheiß Willading aus Bern erklärte ihnen lachend, es sei nirgends gebräuchlich, die Bauern zu Herren zu machen. Es war noch 100 Jahre zu früh dafür.

Unterdessen hatten die katholischen Schweizer sich zur Gegenwehr gerüstet. Im Juli war eine Armee, an 12,000 Mann stark, beisammen. Ein großer Teil dieser Heeresmacht, bei welcher sich auch 2500 sehr schlecht bewaffnete Bauern aus den freien Ämtern befanden, rückte gegen Villmergen, wo 8000 Berner lagen. Etwa eine Stunde weit von jener Stelle, wo 1656 die Katholiken gesiegt, wurden sie am 25. Juli 1712 geschlagen. Das Treffen begann nachmittags 1 Uhr und das Siegesglück wechselte im mehrstündigen Kampfe, bis endlich die Berner die Oberhand erhielten. Über 3000 Mann, darunter viele Offiziere, verloren die Katholischen, worauf die fünf Orte sich einen allgemeinen Landfrieden gefallen ließen, der am 9. und 11. August zu Aarau geschlossen wurde.

Abt Leodegar erkannte den Frieden nicht an, immer noch auf kaiserliche Hilfe hoffend. Auch im Toggenburg war alles unzufrieden, daß nach solchem Kriege und nach solchen Versprechen so wenig für des Landes Freiheiten geschah, und daß die vielen Opfer nur andern Vorteil bringen sollten. Die Sache des Abtes von St. Gallen wurde aber von den Reichsbehörden lange nicht ernstlich beraten, denn die große schwerfällige Reichsmaschine wollte seit langem nicht mehr vorwärts. Der Kaiser nahm sich indessen St. Gallens an, und selbst Bern und Zürich boten dem Abte die Wiedereinsetzung an, weil sie sahen, daß auch das Volk ihn zurückwünschte. Im Jahre 1714 wurde deshalb in Rorschach von Abgeordneten beider Parteien ein Friede unterzeichnet, den aber der Abt Leodegar nicht annahm, weil die zwei Stände die geraubten Kostbarkeiten nicht zurückstellen wollten. Erst als der Kaiser seine Hilfe von dem Stifte zurückzog und der strenge, gewissenhaft-unbeugsame Abt Leodegar am 28. November 1717 an den Folgen eines Schlagflusses gestorben, gelang es, mit dessen Nachfolger, Joseph de Rudolphis, auf die Grundlage des Rorschacher Friedens einen neuen Frieden zu schließen, 1718, durch welchen das Stift das Verlorne zurück erhielt. Auch blieb ihm die Herrschaft über Toggenburg, jedoch mit bedeutenden Beschränkungen, indem die Toggenburger viele Freiheiten erhielten, dennoch aber nicht zufrieden waren. Abt und Konvent kehrten nach St. Gallen zurück. Im September des Jahres 1718 nahm Abt Joseph in Wattwil den Toggenburgern und nachher in Rorschach, Goßau und Wil den Fürstenländern den Huldigungseid ab. Speziell in Wil wurde der Abt mit großen Festlichkeiten und unbeschreiblichem Jubel empfangen. Der Friede wurde gehandhabt, obwohl ihn der Papst Klemens XI. für un-

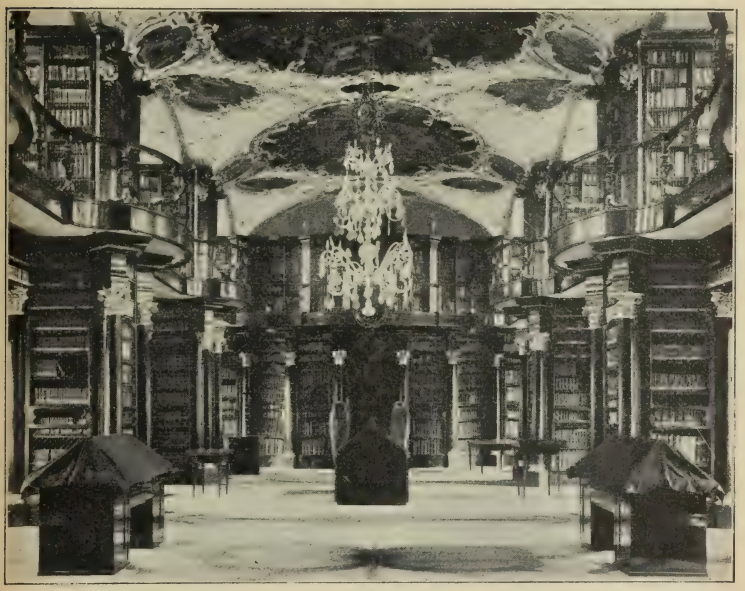
gültig erklärte, denn die Not war groß und der neue Abt wollte lieber etwas retten, als alles verlieren.

Klosterkirche von St. Gallen.

Der Rest des Jahrhunderts wurde durch Streitigkeiten mit den Toggenburgern ausgefüllt, die hier nicht näher erzählt werden sollen. Auf Abt Joseph

(† 7. März 1740) folgte Cöleſtin II. Gugger von Staudach aus Feldkirch, geboren 1701, Prieſter ſeit 1725, am 23. März 1740 zum Abt erwählt. Er konnte infolge ſeiner weiſen Sparſamkeit die 400jährigen Schulden des Kloſters abzahlen, daneben noch viel für Stiftungen und das Beſte des Landes ausgeben und koſtbare Bauten aufführen. Im Jahre 1749 konnte er dem verſammelten Kapitel den Vorſchlag machen, die Kloſterkirche neu zu bauen, was mit allgemeinem Wohlgefallen aufgenommen wurde. Das Münſter beſtand damals aus verſchiedenartigen Beſtandteilen: der Chor war gotiſch, 1479 vollendet worden; das Langhaus war 1314 abgebrannt und ziemlich notdürftig wieder erſtellt worden; der Turm ſtammte aus dem Jahre 1206 und am weſtlichen Ende war die St. Otmarskirche erſt unter Abt Bernard II. angebaut worden. Der italieniſche Architekt Bagnato, welcher 1746—1747 das ſchöne Kornhaus in Rorſchach erſtellt hatte, entwarf die Pläne; der kunſtfertige Laienbruder Gabriel Looſer fertigte 1756 ein Modell, das noch jetzt auf der Stiftsbibliothek vorhanden iſt. Im gleichen Jahre wurde der Grundſtein gelegt. Bagnato ſtarb 1757 auf der Inſel Mainau und die Baumeiſter Thum und Bär führten ſeine Pläne aus. Die Kirche erhielt eine Länge von 300 Fuß und zwei Türme von 220 Fuß Höhe. Die Baarauslagen betrugen 457,929 Gulden, eine verhältnismäßig kleine Summe, was daher rührt, daß die Baumaterialien und deren Herbeiſchaffung, vom Kloſter ſelbſt beſorgt, nicht eingerechnet ſind. Noch war der Münſterbau nicht vollendet, als auch deſſen Nachbarin, die Bibliothek, neu erſtand. Die koſtbare Bücherei war in einem recht beſcheidenen Raume untergebracht, zu dem Abt Diethelm 1551 den Grundſtein gelegt hatte. Seine Schöpfung ſank am 17. April 1758

in Trümmer, um dem gegenwärtigen Prunksaale Platz zu machen, der über dem Eingang in griechischer Sprache die Inschrift: „Arznei für die Seele" erhielt und von Wannenmacher mit zahlreichen Gemälden geschmückt wurde. Der Handschriftensaal zeigt in 118



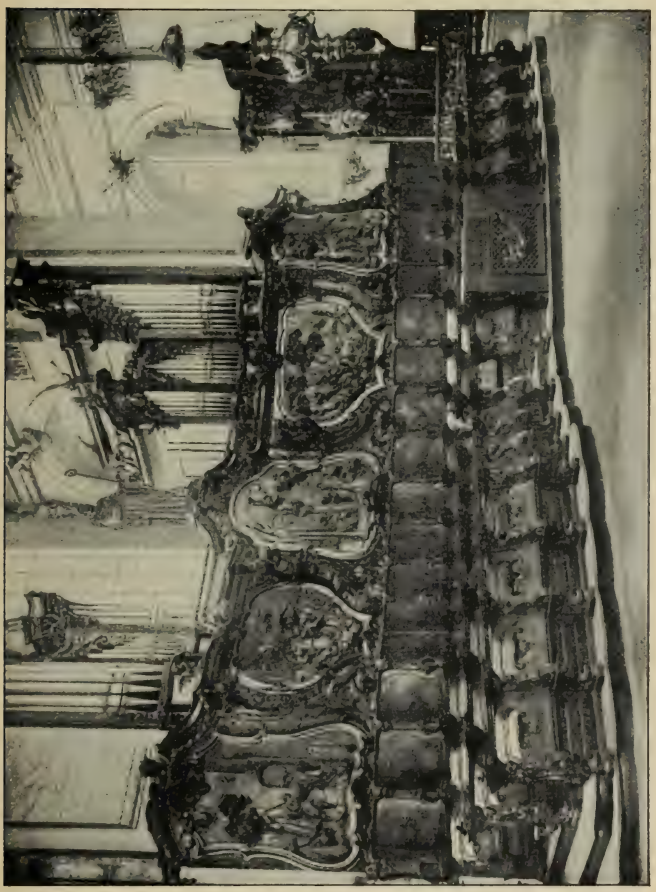
Stiftsbibliothek St. Gallen.

Intarsien verschiedene Szenen der antiken Geschichte. Der gelehrte Bibliothekar P. Pius Kolb verfaßte einen geschätzten Katalog über die Handschriften.

Nach dem Tode des sowohl in der Schweiz als auch im Auslande hochgefeierten und um sein Stift überaus verdienten Abtes Cölestin II. († 25. Februar

1767) wurde Beda Angehrn, ein Sprosse aus dem Geschlechte der Angehrn in Hagenwil, als dessen Nachfolger erwählt. Er war den 7. Dezember 1725 geboren und hatte bei den Jesuiten in Konstanz und an der Klosterschule in St. Gallen studiert, an welcher er, 1749 Priester geworden, als Lehrer wirkte, bis er Statthalter und Prior von St. Johann im Thurtale wurde. Seinen Kenntnissen und seinem freundlichen heitern Wesen hatte er hauptsächlich am 11. März 1767 die Wahl zum Abte zu verdanken. Mit der hohen Würde eines Prälaten empfing Beda aber auch zugleich eine schwere Bürde. Die finanzielle Lage des Stiftes war nichts weniger als rosig und außerordentliche Verhältnisse nötigten den Fürsten zu ganz außerordentlichen Ausgaben. Das Jahr 1770 brachte eine schreckliche Teuerung. Beda erwies sich jetzt als fürsorgender Vater seines Volkes. Er wandte große Summen auf, um Getreide aus Italien kommen zu lassen. Da in dieser Teuerung viele brotlos wurden, begann Beda, um, einesteils diesen Armen Verdienst zu verschaffen und andernteils einem längst gehegten Wunsche vieler seiner Untertanen zu entsprechen, den überaus wichtigen Straßenbau durch die alte Landschaft von Staad am Bodensee bis nach Wil. Außer diesem Hauptstraßenzug baute er auch die Straße nach Herisau und Speicher, was ihm den Ruhm erworben hat, einer der energischsten und einsichtigsten Förderer des Straßenwesens gewesen zu sein, dem man seinerzeit nachsagte, in seinem Herrschaftsgebiete gebe es die besten Straßen von Europa, sogar der Welt. Auch ließ er das alte Hofgebäude im Stifte, die Pfalz genannt, das seinem Zerfalle nahe war, neu und nach mehr modernem Stile aufführen. Dafür und auch für den Ausbau der Kathedrale wurden mehr als 200,000 Gulden verausgabt.

Die Geschichte der Bibliothek feiert Abt Beda als



Chorstühle in St. Gallen.

Beförderer der schönen Künste und Literatur. Er erwarb einen großen Teil der Handschriften des schwei-

zerischen Geschichtschreibers Ägidius Tschudi von dessen Nachkommen. Auch für mathematische Instrumente und ein Naturalienkabinet verwendete er große Summen, desgleichen für kirchliche Prachtgewänder.

Auch strebte Fürstabt Beda gleich seinen Vorfahrern nach Hebung der Volksbildung und verwendete ganz bedeutende Summen für Schulen und zweckmäßige Lehrmittel. Durch diese vielen und großen Ausgaben wurden die Schulden des Stiftes immer mehr gesteigert. Diese Tatsache beunruhigte einige Kapitularen und sie gelangten mit ernstlichen Vorstellungen an Beda; da dieser aber ihren Wünschen nicht gleich entsprach, verklagten sie ihn bei der schweizerischen Benediktinerkongregation, dann bei der römischen Nuntiatur in Luzern und zuletzt sogar bei Papst Pius VI. selbst. So entstand eine Art Prozeß zwischen Beda und seinen Konventualen, der einige Jahre dauerte und dann zugunsten des Abtes endete.

Nachdem nun im Stifte selbst wieder Ruhe eingekehrt, kamen von außen her drohende Vorboten einer künftigen Umwälzung. Das Feuer der Revolution, durch welches in Frankreich Thron und Altar gestürzt, und Freiheit und Gleichheit als die höchsten Güter gepriesen worden, loderte auch hinüber in die Schweiz und nicht ohne Bangen blickten die Häupter der Aristokratie auf die Ereignisse im Ausland.

Bald begann „Freiheit" das Losungswort in den schweizerischen Untertanenlanden zu werden und auch in den Köpfen einiger Untertanen von St. Gallen spukten revolutionär-demokratische Ideen. Da war es vor allem der kühne Volksmann Johannes Künzle in Goßau, „der schweizerische Lafayette" genannt, der es wagte, gegen die mehr als tausendjährige Dynastie der Abtei aufzutreten. Ursprünglich Metzger, gab er diesen Beruf auf und besorgte den Botendienst zwischen

den Gemeinden Herisau und Goßau. Im Verkehr mit den freien Appenzellern machte er sich deren Demokratengeist zu eigen und nahm hierbei auch den revolutionären Sinn des modernen Franzosentums in sich auf, welches in Herisau warme Verehrer zählte. Dieser Mann wurde später das Haupt der Mißvergnügten in der alten Landschaft. Zuerst klagte er nur über Mißbräuche und Verletzungen althergebrachter Rechte und erklärte nichts anderes anzustreben, als Wiederherstellung der früheren zwischen dem Stifte und der alten Landschaft bestandenen Verhältnisse. Er fand bald Anhang und durch ihn genährt, wuchsen Unzufriedenheit und Volksgärung in ganz bedenklichem Maße. Das Volk wählte Ausschüsse, welche seine Beschwerden dem Landesherrn vortragen sollten. Im September 1794 erschien zu diesem Zwecke eine Abordnung sogenannter „Freiheitsfreunde" unter der Führung von Künzle vor Beda. Der herzensgute Fürst empfing sie mit größter Zuvorkommenheit und gab ihnen die Versicherung, daß ihre Wünsche und Beschwerden ernstlich geprüft und alle ihre Rechte und Freiheiten genau nach der Verfassung gewahrt und geschützt werden sollen; schließlich empfahl er ihnen, ihre Bitten in ein Ganzes zusammenzustellen, gewissenhaft zu begründen und in gesetzlicher Ordnung seine landesväterliche Entscheidung abzuwarten. Aber ungeachtet der huldreichen Versicherungen Bedas steigerte sich die unfreundliche Stimmung gegen das Stift bei einem großen Teil des Volkes je länger je mehr. Beda schaute mit Bangen die Auflösung der gesetzlichen Ordnung; er erließ väterliche Hirtenbriefe an sein Volk und forderte auch die Landesausschüsse auf, zur Beruhigung der Gemüter beizutragen.

Aber je milder und wohlwollender der Fürst, desto anmaßlicher wurden die Unzufriedenen. Am

3. Juni des Jahres 1795 erhielt Beda dann endlich die von den Ausschüssen zusammengestellte Klageschrift. Dieses merkwürdige Aktenstück enthielt nicht weniger als 61 Klag- und Bittpunkte.

Es wurde darin Klage geführt über willkürlichen Bezug von Gefällen, lästige Ausdehnung der Zehntpflicht, und eine Menge von Begehren ausgesprochen: Ernennung von Landsleuten zu Ministern und Räten; Vorzug der Landeskinder gegenüber Ausländern bei Besetzung von Pfarrpfründen; Beschränkung der Aufnahme von Fremden als Gotteshausleute; Freigabe der Wahl der Ammänner, Richter, Schulmeister, Meßmer ꝛc durch das Volk; Überlassung der bürgerlichen Angelegenheiten im Schulwesen an weltliche Vorsteher; und endlich Aufhebung aller Namen und Gefälle von Leibeigenschaft, die nur Sklaven, nicht aber mit dem süßen Namen „Landesangehörige" betitelten Menschen zukommen usf.

Allgemeines Staunen und bitteren Unmut weckten diese Forderungen in den Kreisen der Regierung. Der Stiftsbibliothekar, P. Johann Nepomuk Hauntinger, verfaßte eine Flugschrift, worin er mit Kraft und Geist die Rechte des Stiftes verteidigte und dessen Verdienste um das Land in treffenden Farben schilderte. Ein Gleiches tat der Subprior P. Joseph Bloch. Er schrieb u. a.: „Die am 3. Juni eingelegte Klag- und Bittschrift enthält nicht nur Beschwerden und Bittpunkte, deren Erhörung wir von der allbekannten Güte unseres Landesvaters unfehlbar erwarten dürfen, sondern sie enthält auch überspannte Forderungen und ungerechte Anmaßungen, die den Sprüchen und Verträgen, den landesherrlichen Rechten und selbst der Wohlfahrt des Landes offenbar zuwider sind. Unsere Herren Ausschüsse bitten am Anfange und am Schlusse ihrer Vorstellungen dringend, man möchte sie doch der

Leibeigenschaft entlassen und in der Mitte bis zum Ende derselben verlangen, fordern sie, man solle zu gleicher Zeit sie selbst zu Mitregenten und halben Landesfürsten umschaffen. Wahrlich ein zu großer Sprung. Lasset uns zur Ruhe, Ordnung und Gehorsam zurückkehren und unser Vertrauen demjenigen wieder schenken, der nie verdient hat, selbiges zu verlieren und der sich von seiner Regierung nichts vorzuwerfen hat, als daß er vielleicht gar zu gütig war."

Fürst Beda, die große Tragweite der Forderungen erkennend und auch zugleich einsehend, daß ein vollständiges Entsprechen unmöglich sei, empfand äußerst schmerzlich das ungestüme Drängen seines Volkes, das er stets mit Liebe und Wohlwollen überhäuft hatte. Bangen Herzens legte er die Sache dem Kapitel vor. Die Verhandlungen nahmen aber infolge der Scheidung der Kapitelsmitglieder in zwei Parteien einen äußerst schleppenden Verlauf und die Führer des Volkes, ungeduldig darüber, drangen in den Fürsten um möglichste Beförderung eines Entscheides. Tumultuarische Auftritte der Mißvergnügten im Klosterhofe beförderten den Abschluß. Das Ergebnis war dann der sogenannte „gütliche Vertrag". Durch diesen trat das Stift eine ganze Reihe Rechte und Vorteile an die Landschaft ab.

Die Leibeigenschaft wurde gänzlich abgeschafft; der Loskauf des Falls, Fastnachtshuhns und anderer kleinerer Abgaben bewilligt; der kleine Zehent aufgehoben; den Gemeinden das Recht erteilt, den Ammann, die Richter, den Schreiber, den Schulmeister und den Meßmer selbst zu wählen, die Zahl der Wirtschaften beliebig einzuschränken und Kirch- und Gerichtsgemeinden frei abzuhalten ꝛc. ꝛc. und schließlich wurden noch die hergebrachten Rechte des Landes bestätigt und erneuert.

Als das Volk von diesem gütlichen Vertrage

Kenntnis erhielt, erwachte lebhafte Freude; denn noch nie hatte während der langen Regierung der Äbte die Sache des Volkes einen so vollständigen Sieg davongetragen. Es wurden Freudenfeste veranstaltet und die Männer, welche sich um das Zustandekommen dieses Vertrages verdient gemacht hatten, in Liedern verherrlicht.

Dagegen entstand im Konvent dauernde Mißstimmung gegen den Abt, der allzu gutmütig einen großen Teil seines Eigentums und seiner Rechte an andere abgetreten, um einen schmählichen Frieden zu erkaufen. Anderseits muß aber auch zugegeben werden, daß dieser gütliche Vertrag nur ein Resultat eiserner Notwendigkeit gewesen und daß das Stift eben einzig noch in Nachgiebigkeit und Friedensliebe gegenüber dem Lande sein Heil finden konnte.

Den Landesdeputierten war es nun vor allem daran gelegen, dieses ihr Werk, den neuen Vertrag durch einen imposanten öffentlichen Akt einzuführen. Zu diesem Zwecke beriefen sie auf den 23. November 1795 eine Landsgemeinde nach Goßau. Auch Beda nahm, obwohl ungern, daran teil. Die ungeheure Volksmenge (es waren über 20000 Personen zugegen) brachte dem Fürsten durch allgemeines Frohlocken und Vivatrufen ihre Huldigung dar. Die Verhandlungen wurden geleitet von dem schon genannten nachmaligen Landammann des Kantons, Johannes Künzle von Goßau. In schwungvoller und phrasenreicher Rede eröffnete er die Gemeinde, hierauf wurde das Übereinkommen von dem Volke einhellig genehmigt, und der Führer schloß die Versammlung in gehobener Stimmung mit abermaliger, langer Rede; nun verfügte sich ein großer Teil der Anwesenden in die Kirche, wo durch Dekan C. Schieß das Te Deum angestimmt wurde; der Fürst aber blieb dieser Feierlichkeit fern.

Diejenigen Mitglieder des Kapitels, welche schon mit dem Übereinkommen nicht einverstanden gewesen, waren nun auf Beda wegen seiner Teilnahme an der Landsgemeinde erst recht übel zu sprechen und so kam es, daß das Kapitel sich standhaft weigerte, diesem Akte das Konventsigill aufzudrücken. Solange aber bemeldetes Instrument nicht damit versehen war, hatte es keine Gültigkeit. Nach langem Zuwarten und auf Drängen der Ausschüsse forderte der Abt energisch die Besiegelung des gütlichen Vertrages von seiten des Kapitels, welche dann auch am 20. Januar 1796 endlich erfolgte.

Tags darauf schrieb Beda in sein Diarium: „Endlich ist nun (Deo sint laudes!) Gott sei gelobt! dieses wichtige und weitaussehende Geschäft gänzlich geendigt. Es haben sich im Konvent und außerhalb desselben viele Sachen zugetragen, die besser unterblieben wären. Ich verzeihe von ganzem Herzen allen alles, was gegen mich geschehen ist."

Jetzt folgte eine kurze Zeit ruhiger Stille, da starb unerwartet rasch der Fürstabt. Körperlich schon lange leidend und an der Seele durch Sorgen und Kummer gänzlich niedergedrückt, beschloß der gute Beda am 19. Mai 1796 sein vielbewegtes Leben.

Das Volk gab sich bei der Nachricht von dem Tode seines Landesfürsten ganz den schmerzlichen Empfindungen innigster Wehmut hin; dankbar flossen die Tränen um den guten Vater; Tausende gedachten jetzt in innigster Dankbarkeit ihres Erretters in schweren Zeiten der Not. Lange, sehr lange blieb Beda bei dem Volke in gutem und gesegnetem Andenken. Wir schließen mit den Worten, welche der damalige Offizial, P. Placidus Stadelmann, in der Traueranzeige an die dem Stifte untergebenen Pfarreien, dem hochseligen Fürsten gewidmet: „Beda war ein Vater der

Armen, ein Tröster der Betrübten, ein Vorbild der Frömmigkeit, ein Mann nach dem Wunsche und Herzen Gottes, den der Herr erwählet hatte, das Heil der Seelen und die Ehre Gottes zu fördern und zu mehren."

21. Kapitel.

Pankratius Vorster, der letzte Fürstabt.

Der letzte Fürstabt des Stiftes St. Gallen ist Pankraz Vorster von Wil. Er wurde zu Neapel geboren am 31. Juli 1753. Sein Vater war Brigadier im Dienste des Königs von Neapel. Als Jüngling unter die studierenden Zöglinge in das Stift St. Gallen versetzt, entwickelte er seltene Geistesgaben und legte im Jahre 1771 die Gelübde ab. Als Mönch zeichnete er sich in jeder Hinsicht auf das vorteilhafteste aus, wissenschaftlich in der Philosophie, Theologie und Geometrie. Nach Vollendung seiner Studien betätigte er sich im Lehrfach und zeichnete sich aus durch große Kenntnisse, strenge untadelhafte Sitten und ungewöhnlich festen Sinn und Charakter. Er hatte hauptsächlich die Bewegungen des Kapitels gegen die unglücklichen Schritte des Fürsten Beda geleitet, war deshalb 1788 als Unterstatthalter nach Ebringen, einer St. Gallischen Besitzung im Breisgau, versetzt worden und hatte Gelegenheit, sich in die wirtschaftlichen Verhältnisse einzuleben. Am 1. Juni 1796 wurde P. Pankraz Vorster mit 56 von 68 Stimmen zum Abte des Klosters St. Gallen gewählt. Er stand in den besten Jahren und es hieß allgemein: „Nur ein tätiger, kraftvoller und haushälterischer Abt kann der Zerrüttung

des Stiftes Ziel und Maß stecken." Einer seiner Mitkapitularen, persönlich ihm wenig günstig gesinnt, zeichnet den Charakter des neuen Abtes u. a., wie folgt: „Pankraz war von Natur lebhaft, kühn und unternehmend. Auf seiner großen Stirne malten sich Ernst und ein Zug von Schwermut, welchen die stille Glut des schwarzen Augenpaares noch mehr heraushob. Seine äußere Erscheinung verkündete den selbständigen, in sich gekehrten und in jeder Hinsicht originellen Mann. Mit einer ausgezeichneten Gabe des Geistes im Denken verband er eine glückliche Darstellungsgabe. Ganz im Einklange mit der hohen Religiösität seines Gemütes hielt er streng auf den Grundsätzen und Übungen des Ordensstandes."

Seine Regierung fiel in eine stürmische Zeit; ihm war die überaus schwere Aufgabe geworden, die Rechte seines Stiftes zu verfechten gegen die gewaltschrittlichen Angriffe von innen und von außen. Hier ist hervorzuheben, daß es Fürstabt Pankraz ablehnen zu müssen glaubte, sich mit der Revolution zu verständigen. Er stellte sich, ganz seinen Grundsätzen und seinem Charakter entsprechend, auf den Rechtsstandpunkt, wonach er nicht Eigentümer, sondern nur Verwalter der Rechte seines Klosters sei und keine Befugnis habe, irgend eines dieser Rechte preiszugeben. Dabei glaubte er das Stift selber in seiner Existenz zu gefährden, wenn er ohne allen Vorbehalt auf die landesherrlichen Rechte Verzicht geleistet hätte. Über dieses Verhalten mögen die Ansichten verschieden sein; sicher ist, daß ein mehr diplomatisches Vorgehen eben so viele, wenn nicht weit verschiedenere Beurteilungen zu gewärtigen gehabt hätte. Pankratius, im bewußten Gegensatz zu seinem Vorgänger begann als Fürstabt mit allen Mitteln das Stift in seinem Besitze und Recht wieder zu heben und zu sichern. Es war zu

spät; denn immer kühner wurde die Sprache der Volksführer, sie wußten, daß dem Abte niemand, weder die Stände noch der Kaiser, helfen können; denn alle hatten im eigenen Hause genug zu schirmen.

Künzle klagte gegen den Fürsten bei Zürich, und bediente sich dabei eines eigenen Landessigills. Daher neue Verwirrung und gerechte Klage des Fürsten. Beide Teile beriefen sich auf den Entscheid der vier Schirmorte, und diese entschieden durch Abgesandte in Frauenfeld zuerst für den Fürsten (18. April 1797) und luden die Kosten des Schiedsgerichts Künzle und den unruhigen Gemeinden auf. Aber bald darauf, da neue Unruhen das Schiedsgericht abermals in St. Gallen zu sammeln nötigten, entschied es gegen die frühern Beschlüsse zugunsten der sogenannten „Harten", die nun solche Gewalttaten übten und Drohungen ausstießen, daß der Fürst nach Deutschland entfliehen mußte. Zu dieser Nachgiebigkeit des Schiedgerichtes trug vieles bei: die Unterstützung, welche Glarus und Appenzell der Volkspartei gewährten, und mehr noch die großen Weltereignisse, die mittlerweile ganz Europa erschütterten, und auch für die „Harten" den nahen Sieg der Revolution ahnen ließen.

Im Frühjahr 1798 rückten die Franzosen in die Schweiz ein, von vielen als Befreier begrüßt. Die Untertanen des Abtes erklärten sich Anfang Februar als selbständige Republik. Müller-Friedberg, der im Namen des Abtes das Toggenburg als Landvogt regierte, trat am 1. Februar von seiner Stelle zurück. Am 6. Mai marschierten 6000 Franzosen in St. Gallen ein. Der Abt und die Großzahl der Stiftsmitglieder floh über den Bodensee auf schwäbischen und österreichischen Boden. Auch der wertvollste Teil der Bibliothek war nach Mehrerau geflüchtet. Aus dem Gebiete der ehemaligen Fürstabtei

St. Gallen ward mit Appenzell der Kanton Säntis geschaffen, als ein Glied der einen, unteilbaren, helvetischen Republik. An Stelle der fürstäbtischen Beamten regierte die Verwaltungskammer des Kantons Säntis, an deren Spitze Künzle stand.

Im Winter 1798 auf 99 hielten sich französische Kriegstruppen auf St. Gallischem Gebiete auf. Das Volk seufzte schwer unter den Lasten und Kriegsläufen dieser unruhigen Zeit und wurde auch nicht für die französischen Freiheitsideen gewonnen, als am 21. Januar 1799, am Jahrestage der Hinrichtung Ludwigs XVI. im Klosterhofe ein Freiheitsfest gefeiert wurde, wobei die Göttin der Freiheit sich tüchtig verkältete.

Im Volke herrschte vielfach Unzufriedenheit über die Änderungen, welche die helvetische Verfassung in Staat und Gemeinden eingeführt hatte; viele waren bereit, für die Helvetik wiederum die Zustände einzutauschen, die vor dem Jahre 1798 bestanden hatten. Manche Anhänger der alten Ordnung hatten sich beim Zusammensturz der Eidgenossenschaft auf österreichisches Gebiet geflüchtet und hofften von den österreichischen Waffen die Vertreibung der Franzosen aus der Schweiz und den Sturz der verhaßten helvetischen Verfassung. Unter diesen schweizerischen Emigranten befand sich auch der Fürstabt Pankratius, der sich in Wien aufhielt.

Der Frühling 1799 schien die Hoffnungen der Emigranten erfüllen zu wollen. Erzherzog Karl und seine österreichischen Truppen, drängten die Franzosen aus Schwaben gegen den Schwarzwald zurück und schlugen sie bei Stockach. Die österreichische Armee näherte sich der Schweiz und weckte dadurch die Hoffnungen der Mißvergnügten in den verschiedenen Kantonen. Die Franzosen verließen St. Gallen am 20. Mai und am 23. rückte der österreichische General Hotze

ein; die österreichischen Truppen schlugen ihr Lager nahe bei der Stadt auf. Mit ihnen erschienen auch die Abgeordneten des Abtes in St. Gallen und nahmen vom Stifte wieder Besitz. Wenige Tage nachher, Sonntag den 26. Mai folgte, von Mehrerau herkommend, der Abt selbst, vom Volk freudig begrüßt. Feierlich gestaltete sich der Einzug in das Stift. Das österreichische Militär paradierte, festlich gekleidete Jungfrauen zierten den Einzug; am innern Tor empfing der Konvent das geistliche Oberhaupt. Bogen mit Inschriften waren errichtet worden, und unter dem Geläute aller Glocken zog der Abt Pankratius in die Stiftskirche, wo ein feierliches Te Deum gesungen wurde.

Mit dem Einzuge der Österreicher ging auch die Landesregierung wiederum an den Abt über. Eine Proklamation verkündete die Herstellung der alten gesetzlichen Ordnung. Die weitaus größere Mehrheit des Volkes gab, nach dem Zeugnisse eines Zeitgenossen, seiner Freude über diese Wiederkehr unzweideutigen Ausdruck. Die Franzosen hatten die innern Klostergebäude in ein Lazarett für kranke und verwundete Soldaten umgewandelt und viele waren darin gestorben. In der Galluskapelle hatten die Franzosen eine Feldbäckerei eingerichtet. Der Abt ließ mit großen Kosten alles wieder in Ordnung bringen.

Bevor aber die alte Ordnung wieder im Gange war, brachten die Weltereignisse eine jähe Wendung. Die verbündeten Österreicher und Russen wurden am 25. und 26. September bei Sehännis und Zürich geschlagen und mußten über den Rhein zurückweichen, verfolgt vom Feinde. Das Herannahen der Franzosen zwang auch den Abt zur Flucht. Am 27. September, in der Frühe des Morgens, verließ er, nach einer Regierung von 124 Tagen in Begleit eines österrei-

chischen Generals, sein altehrwürdiges Stift und begab sich nach Mehrerau. Schon am folgenden Tage erschienen die französischen Vorposten in St. Gallen: mit ihrem Einzuge mußte auch die alte politische Ordnung, die im Mai 1799 zu kurzem Leben wiedererweckt worden, der Helvetik weichen.

Bei seiner Abreise hatte Fürstabt Pankratius den wenigen im Stifte zurückbleibenden Konventualen die tröstende Versicherung gegeben, daß er nach drei Wochen nach St. Gallen wieder zurückkehren werde. Fürstabt Pankratius sah sein Stift nie wieder; aus den drei Wochen wurden drei Jahrzehnte kummervollen und schmerzlichsten Exils, bis der Tod den ungebeugten Kämpen für sein gutes Recht zur ewigen Ruhe rief.

Unterdessen bot er alles auf, des Stiftes Rechte zu wahren — doch umsonst! Das Hauptgebäude des Klosters wurde vollends profanen Händen überantwortet. Museumssaal, Refektorium und andere Räume wurden in eine Baumwollspinnerei umgewandelt und laut Vertrag vom 15. Mai 1801 wurde das Klostergebäude auf sieben Jahre der Gesellschaft, welche diese Industrie eingeführt hatte, überlassen.

Das Walten der helvetischen Regierung gab aber vielfach Anlaß zu Beschwerden und Volksaufständen und als der Fürstabt hiervon hörte, schwollen seine Hoffnungen auf Wiederherstellung des Stiftes von neuem. Am 30. September 1802 versammelte sich das St. Gallische Volk zu einer Landsgemeinde in Schönenwegen und beschloß: „es solle das Stift wieder in den Besitz alles seines Eigentums eingesetzt werden . . .“ Hierauf kehrten eine Anzahl Kapitularen nach St. Gallen zurück; die neue Regierung zeigte sich voll guten Willens gegen das Stift und am 9. Oktober bestimmte auch die Tagsatzung zu

Schwyz das Stift St. Gallen in den Genuß seiner Besitzungen in der Schweiz wieder eintreten zu lassen.

Aber kaum hatte das Volk angefangen sich der entstehenden Demokratie zu freuen, als ein Abgeordneter Napoleons erschien, die Auflösung der Tagsatzung zu Schwyz und die Wiedereinsetzung der helvetischen Regierung verlangend. Damit waren auch die frisch erwachten Hoffnungen für das Stift mit einem Male zu nichte geworden.

Unterdessen rüsteten sich die Schweizer Abgeordneten zur Reise nach Paris, um sich dort von Napoleon eine neue Verfassung geben zu lassen, durch die der helvetische Einheitsstaat in einen Staatenbund umgewandelt wurde. Mit Ende Februar 1803 waren die Konstituierungsarbeiten in Paris vollendet und der Hofrat Peter Müller berichtete an den Fürsten von der unzweifelhaften Aufhebung der früheren Landesherrlichkeit des Stiftes; tief betrübt, doch gottergeben bemerkte dieser in seinem Tagebuche: »sit nomen domini benedictum in saeculum saeculi«. (Der Name des Herrn sei gebenedeit in alle Ewigkeit.)

Am 15. März lösten sich dann die Behörden der Kantone Linth und Säntis auf und es trat die neue Regierungskommission, mit Müller-Friedberg, dem einstigen Beamten, jetzt dem erbittertsten Gegner des Stiftes, an der Spitze, ihre Funktionen an. Die neue Verfassung, bekannt unter dem Namen Mediationsakte, schuf den Kanton St. Gallen in seiner heutigen Gestalt. Ein erstes Geschäft des Abtes Pankratius war, die Geltendmachung seiner Rechte mit Schreiben vom 17. Juni 1803 an die Müller-Friedbergische Regierung; in diesem Schreiben forderte der „Fürstabt" „neben den Gütern, Gebäuden und Gefällen alle Nutzbarkeiten, wie sie immer heißen mögen und wie solche das Stift vor der Revolution genoß." Aber Müller-

Friedberg war entschlossen ihm die Spitze zu bieten, ihn nicht mehr in das Land, das Kloster nicht mehr aufkommen zu lassen. Zwei Jahre dauerte der bittere Kampf.

Der 8. Mai 1805 ist der unheilvollste Tag in der Geschichte des Klosters St. Gallen, der Tag, an welchem dessen Aufhebung beschlossene Tatsache wurde. Das traurige Verdienst, das Stift vernichtet zu haben, darf dem Landammann Müller-Friedberg nicht bestritten werden. Er hat das Werk vollbracht durch seine nicht sehr wählerische Diplomatie. Am erwähnten 8. Mai fiel es ihm nicht bei, dem Großen Rate die Aufhebung des Stifts zu beantragen, er wagte zu behaupten, das Stift sei schon aufgehoben durch das Helvetische Gesetz vom 17. September 1798 und durch den Helvetischen Direktorialbeschluß vom 24. September 1800. Diese Behauptung fand ihre gründliche Widerlegung durch die Tatsache, daß Müller-Friedberg von 1803 bis 1805 durch unzählige Winkel- und Schachzüge bei der französischen Regierung für die Aufhebung des Stiftes mit beispielloser Beflissenheit gearbeitet hatte. Es wurde denn auch von einigen Mitgliedern der Einwand erhoben, „es müsse die Aufhebung des Klosters St. Gallen rechtskräftig, diplomatisch erzeigt werden, bevor man über die Verteilung und Verwendung des Klostergutes eine gesetzliche Verordnung machen könne." Also herausgefordert trat der Landammann Müller-Friedberg auf und sagte, der französische Botschafter habe ihm und seinem Gesandtschaftskollegen im April 1805 ein Schreiben aus der Feder des fränkischen Kaisers vorgelesen und zwar „ganz gemächlich", wonach das Kloster St. Gallen in der Mediationsakte nicht inbegriffen, sondern ausgeschlossen sei. Der Sprecher mußte demnach zugeben, daß die Mediationsakte den Rechtsbestand der Klöster garantiere, dagegen behauptete er,

das Kloster St. Gallen sei ausnahmsweise außer das verfassungsmäßige Recht gestellt.

Von mehr Nachdruck war der Vorschlag, das Vermögen des Klosters zu Handen des katholischen Kantonsteils zu verwenden. Es belief sich auf 3540353 Gulden. Ein Kapital wurde zur Pensionierung der Mitglieder bestimmt.

Es wurde ferner die Errichtung einer katholischen Schulanstalt beschlossen und am 16. Oktober 1809 wurde im ehemaligen Klostergebäude ein katholisches Gymnasium eröffnet. Mit dieser letzteren Stiftung ward ein schweres Unrecht, das eine revolutionäre Zeit gegen die Katholiken des Landes verübt hatte, soweit noch möglich gesühnt. »Religioni, scientiis et artibus pie redditum in ipso festo St. Galli, die XVI. Oct. 1809«; diese Worte (der Religion, der Wissenschaft und den Künsten mit Pietät zurückerstattet am Festtage des heiligen Gallus selbst) ließ die Kuratel oberhalb der Pforte zum katholischen Gymnasium anbringen. Die Eröffnung fand in dem kunstvoll eingerichteten Saal der berühmten Stiftsbibliothek statt. Die Anstalt gedieh sichtlich, und der Kleine Rat stattete sie laut Fundationsinstrument vom 6. April 1810 mit einem Dotationskapital von 300000 fl. aus.

Unterdessen sank der Stern Napoleons. Es kam die Zeit der sogenannten Restauration 1814 bis 1830. Wiederherstellung des Alten war die Losung. Im Toggenburg, im Fürstenlande, ganz besonders in Wil wünschte man wieder die alte Klosterherrschaft. Jetzt rückte auch Abt Pankratius, der von Wien aus den Gang der Ereignisse aufmerksam verfolgte, wieder näher; denn die genannten Erscheinungen weckten die Hoffnung, daß der Augenblick zu des Stiftes Restauration gekommen sei, und er gelangte

mit eindringlichem Schreiben an den St. Gallischen Großen Rat. Aber auch diese Eingabe verhallte, wie so manche frühere, erfolglos. Nicht besser erging es ihm bei der Tagsatzung in Zürich und bei Kaiser Alexander von Rußland, den er in Chaumont aufsuchte.

Als der Kongreß von Wien zusammentrat, fand auch Abt Pankratius sich ein und es wurde wenigstens ein lebenslänglicher Jahrgehalt von 6000 Reichsgulden ihm angewiesen. Fürst Pankratius verweigerte konsequent die Annahme. Er hatte die Hoffnung auf Wiederherstellung seines Stiftes immer noch nicht aufgegeben und gelangte nun mit seinem Begehren an den Papst und an die Tagsatzung; er hätte sich jetzt auch mit der Herstellung des Klosters als einer Ordensanstalt zufrieden gegeben und wäre auch geneigt gewesen, die Abtei zum Bistum mit Regularkonvent umzuwandeln. Da war es aber wieder Müller-Friedberg, der die ganze Fülle seiner Beredsamkeit entfaltete, um die eidgenössische Verwendung für die Erhaltung des Stiftes abzulehnen, was auch geschah; und am 2. Juli 1823 erließ Papst Pius VII. eine Bulle über die Errichtung des Doppelbistums St. Gallen-Chur, womit nun die Abtei St. Gallen ausdrücklich als erloschen erklärt wurde. Jetzt nahm der Prälat die ihm ausgesetzte Pension an, begab sich nach Muri und lebte dort in stiller Zurückgezogenheit bis zu seinem seligen Ende (9. Juli 1829). Ihm, der als Priester sittlich, streng gegen sich, aber leutselig mit andern, als Abt einfach, gewissenhaft, ernst, doch gütig war, muß die gerechte Nachwelt ungeteilte Hochachtung und Verehrung zollen. Sein Sekretär und Exilgenosse P. Kolumban Ferch setzte dem Verstorbenen in der Klosterkirche zu Muri eine einfache Gedenktafel des Inhalts: Pankratius sei zwar der letzte in der Reihen-

folge der Äbte gewesen, aber der ersten einer an Verdiensten, unbeugsamer und beharrlicher Verfechter der Kirche und seines Gotteshauses.

22. Kapitel.

Schlußbetrachtung.

Wir können unsern kulturgeschichtlichen Rückblick nicht schließen, ohne noch in einigen Zeilen der letzten St. Gallischen Gelehrten zu gedenken, welche sich gerade um die Geschichte des Klosters St. Gallen verdient gemacht haben, die drei gelehrten Bibliothekare und Geschichtschreiber:

P. Johann Nepomuk Hauntinger, geboren 1756 in Straubenzell bei St. Gallen, legte 1773 die Ordensgelüde ab, wurde 1780 Bibliothekar und rettete 1798 die Bibliothek nach Mehrerau, kehrte 1802 zurück und wurde Beichtiger in Notkersegg und wieder Bibliothekar bis zu seinem Tode den 18. Dezember 1823.

P. Franz Weidmann, geboren in Einsiedeln 1771, Priester 1798, gestorben am 15. Oktober 1843, war Adjunkt der Stiftsbibliothek unter Hauntinger und Ildefons von Arx und daneben Professor am katholischen Gymnasium. Er schrieb: Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zween letzten Fürstäbten, St. Gallen 1834, und die Geschichte der Bibliothek von St. Gallen. Daselbst 1841.

P. Ildefons von Arx, geboren 1755 in Olten, Kanton Solothurn, Lehrer und Archivar des Stiftes, 1813 Regens am Priesterseminar zu St. Gallen und Oberbibliothekar der ehemaligen Stiftsbibliothek. Er

starb 1833. Seine Schriften sind: Geschichte des Kantons St. Gallen, 3 Bände; Berichtigungen dazu, 1830; Geschichte der Landgrafschaft Buchsgau, 1819; Geschichte der Stadt Olten; die Reimchronik des Appen-

Ildefons von Arx.

zellerkrieges, 1813 u. a. 1829 veröffentlichte er in Pertz' Monumenta die Geschichtsquellen des Klosters St. Gallen, welche mit dem Leben des heiligen Stifters beginnen und bis zum Jahre 1233 reichen.

Das Andenken auch dieser letzten Koryphäen

St. Gallischer Wissenschaft verdient fortzuleben im Anschluß an die Besten und Wägsten, die Geisteshelden eines Jahrtausends, die an uns vorübergezogen sind, die Ekkeharte, die Notker, Ratpert, Tutilo und alle die ungezählten hervorragenden Männer von der frühesten Zeit des Klosters bis zum letzten des Stiftes, dem Fürstabt Pankraz Vorster.

Wir stehen am Ende. Dreizehn Jahrhunderte sind vor dem geistigen Auge unserer Leser vorübergeeilt. Werfen wir noch einen letzten Blick auf die St. Galluszelle an der Steinach. Eine tüchtige Feder hat vor wenigen Jahren ihr einen begeisterten Nachruf gewidmet:

Auch eine Klosterstiftung lebt Menschenschicksale. Auch das Kloster St. Gallen hat sie gelebt. In Armut geboren, rang es sich in frischer Jugendkraft zu stolzer Blüte empor. Weit über das Gebiet hinaus, welches heute als modernes staatliches Gebilde den Namen St. Gallen führt, lagen zu Ende des dritten Jahrhunderts seines Bestandes die Besitzungen des Stiftes. Im Bernerland, im Zürichgau und jenseits der Thur über dem Bodensee und längs des Rheins, dort, wo er schon längst die jetzige schweizerische Westmark verlassen hat, war das Kloster damals, zum Teil sehr reich, begütert. Was die Söhne des heiligen Benedikt im stillen Tale der Steinach bis hinauf zu den Höhen des Alpstein an kulturellem Segen verbreitet, können wir ahnen, noch aber harrt ihrer der Dank einer abschließenden St. Gallischen Wirtschaftsgeschichte. Besser vermögen wir zu danken für die Wissensschätze, welcher nimmer müde Schreiberhände in den wertvollen Handschriften der Stiftsbibliothek vererbten, für die Pergamenturkunden des Archivs, die Zeugen vergangener Jahrhunderte, für die Domkirche mit ihren Prachtgewändern.

Domkirche, einst Klosterkirche von St. Gallen.

Auch St. Gallen lebte Menschenschicksale! Daß im Klirren der Waffen die Stimme der Musen erstirbt, daß bei aller Wahrung berechtigter Interessen überschäumende Manneskraft nicht erwirbt, sondern verdirbt, hat auch die Stiftung des heiligen Gallus erfahren. Aber gleich energischen Mannestaten ragen auch in diese Zeit des Kampfes kraftvolle Abtsgestalten; und selbst, als vom Hochgebirge des Alpstein dem wilden Bergbach vergleichbar, die schwerste Katastrophe über St. Gallen dahinbrauste, waren die Grundlagen einer neuen Ordnung schon gelegt, auf welchen aus den lose zusammenhängenden Lehengütern durch die starke Hand eines Monarchen und Mönchs zugleich der festgefügte Territorialstaat entstand, der auch die tiefgreifende Erschütternng der Glaubensspaltung mit ihren Folgen zu überdauern imstande war. Der Kampf, der in der Reformationszeit um das Kloster St. Gallen ausgefochten werden mußte, verhinderte das Auseinanderfallen in eine ost- und und westschweizerische Eidgenossenschaft, was den Bestand der historischen Eidgenossenschaft stärker angetastet hätte, als die Trennung nach konfessionellen Ständen es je zu bewirken vermochte.

Auch St. Gallen lebte Menschenschicksale! Es waren nicht mehr die Zeiten goldener Jugend, nicht mehr die Zeiten überschäumender Kraft, es waren die Zeiten ruhiger Arbeit, die nun kamen, der Arbeit, welche Segen spendet. Aus der Arbeit jener Zeiten der Fürstabtei quillt noch immer Segen auf das kirchliche wie staatliche Leben des heutigen St. Galler Volkes. Um nur an eines zu erinnern, das gegenwärtige Bistum St. Gallen ruht wesentlich in seinen Grundlagen auf der vom Kloster geschaffenen Organisation. Es war ein lebenskräftiges Stift, an welches die Stürme der französischen Revolution heranbrausten,

lebenskräftig vor allem in seiner inneren Organisation. Nicht lebensmüde wurde es in den Sarg gebettet; vielleicht daß nur allzu viel Leben noch in ihm pulsierte, seinen Gegnern zur Furcht, ihm selbst zum Verhängnis! Nicht innerer Zerfall bewirkte seine Auflösung. Der Vandalismus der Revolution, irreligiöser Mutwille, der Geist falscher Aufklärung und demagogischer Hochmut haben das Kloster St. Gallen gewaltsam und freventlich vernichtet, nachdem es Jahrhunderte hindurch eine Leuchte der Wissenschaft und Kunst unter der Ägide frommer und weiser Äbte gewesen. Diesen verdanken wir die reichen Schenkungen, deren Früchte noch heute die Nachkommen genießen. Pietätvoll dürfen wir daher des Stiftes gedenken, dankbar ihm ein Wort der Erinnerung weihen. Denn in den Werken und Taten ragt das Kloster St. Gallen noch immer in unsere Gegenwart hinein.

Und so dürfen am Schlusse dieses Büchleins wohl die pietätvollen Worte stehen, die der St. Gallische Geschichtschreiber Ildefons von Arx an den Schluß seines inhaltsreichen Geschichtswerkes gesetzt hat: „Billig muß ich auf das Grab dieses Stiftes eine Zähre weinen, das fast 1200 Jahre hindurch in dem östlichen Teile der Schweiz eine so große Rolle gespielt, und so wohltätig und kräftig in die jedesmaligen Bedürfnisse der Zeit eingegriffen hatte; das, solange diese Gegend in ihrer Versunkenheit in dem Heidentume Glaubensprediger vonnöten hatte, ihr Apostel gab, die ihr das Licht des Evangeliums anzündeten; das, solange ihre Wildnisse Anbauer forderte, Kolonisten ausschickte, die den Landbau bis in die hintersten Winkel der Alptäler hinein trieben; das, da der Mangel an Verkehr eine patriarchalische Wirtschaft nötig machte, solche mit einer großen Menge von Leibeigenen, Ackersleuten, Hirten und Handwerkern trieb; das, als Künste und

Wissenschaften ein großes Bedürfnis waren, selbe mit gutem Erfolge und auf eine auszeichnende und in ganz Europa bekannte Weise trieb; das, als die Staats- und Lehensverfassung jedem Herrn die Selbsthilfe notwendig machten, solche sich mit Kraft verschaffte, da seine Mitglieder sich in dem Panzer und unter den Beckelhauben so gut als in der Kutte und Kapuze zu benehmen wußten; das, da im 15. Jahrhundert eine Verbesserung der zerrütteten Klöster für notwendig erfunden wurde, sich in solche so gut fand, daß es wieder andere zu reformieren imstande war; das, da der Zeitgeist den Klöstern auf ein neues die Wissenschaften und die Seelsorge zur Pflicht machte, sich mit großem Eifer darauf legte, das, als der Sturm der Zeiten es ergriff, nicht als ein fauler Stamm zerfiel, sondern in gesundem und tätigem Zustande erfunden wurde, davon selbst der geleistete Widerstand ein Beweis ist."

In der Erinnerung und beim Anblicke der Werke einer gläubig frommen Zeit werden wir die Worte des Dichters von Dreizehnlinden recht verstehen, wenn er so wahr und schön sagt:

Rufe nur vergang'ne Tage,
Längst entschwund'ne Zeit zurück,
Leb' der Gegenwart und trage
Deines Lebens stetes Glück.

Literaturübersicht.

Arx Ildefons v., Geschichte des Kantons St. Gallen. 3 Bde. St. Gallen 1810—1813.

Baechtold Jak., Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld 1892.

Baumgartner Gallus Jakob, Geschichte des schweizerischen Freistaates und Kantons St. Gallen. 3 Bände. Zürich und Einsiedeln 1868—1890.

Dierauer Joh., Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft. 3 Bde. Gotha 1887—1907.

Fäh Ad., die Kathedrale in St. Gallen. Mit 31 Tafeln in Lichtdruck. 3. Aufl. Zürich 1899. Gr.-Fol.

Geschichtsquellen, St. Gallische. Neu herausgegeben von G. Meyer v. Knonau. (In den Mitteilungen.)

Keller Ferd., Bauriß des Klosters St. Gallen vom Jahre 820. Zürich 1841. 4°.

Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte, herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. St. Gallen 1862 bis 1906.

Meyer v. Knonau Gerold, die ältesten Verzeichnisse der Äbte von St. Gallen. 1869. — Lebensbild des heiligen Notker von St. Gallen. Mit 2 Tafeln. 1877. — Die Ekkeharte von St. Gallen. Basel 1876. — Freiherr Berchtold v. Falkenstein, Abt von St. Gallen 1244—1272. St. Gallen 1883. 4°.

Neujahrsblätter, herausgegeben vom Historischen Verein in St. Gallen. Jahrgang 1861—1907. 4°.

Rahn Rud., das Psalterium aureum von St. Gallen. Das. 1878.

Scherer Gust., Verzeichnis der Handschriften der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Halle 1875.

Schubiger P. Ans., die Sängerschule St. Gallens vom 8. bis zum 12. Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Gesangsgeschichte des Mittelalters. Einsiedeln 1858.

Urkundenbuch der Abtei St. Gallen. Herausgegeben von H. Wartmann u. a. 5 Bde. 1863—1906. 4°.
Weidmann P. Fr., Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zwei letzten Fürstäbten. St. Gallen 1834.
— Geschichte der Bibliothek von St. Gallen seit ihrer Gründung. St. Gallen 1841.
Wetzel F. X., die Wissenschaft und Kunst im Kloster St. Gallen im 9. und 10. Jahrhundert. Lindau 1877.
Zardetti O., »Requies S. Galli« oder geschichtliche Beleuchtung der Kathedrale des heiligen Gallus. Einsiedeln 1881.
Zimmermann G. R., Ratpert, der erste Zürcher Gelehrte. Lebensbild. Basel 1878.

Inhaltsübersicht.

		Seite
1. Kapitel.	Der heilige Gallus	5
2. Kapitel.	Die heiligen Otmar, Magnus und Theodor	9
3. Kapitel.	Der Klosterbau	11
4. Kapitel.	Die Bibliothek und das Archiv	16
5. Kapitel.	Die Schule	20
6. Kapitel.	Die Sängerschule	26
7. Kapitel.	Ratpert und Tutilo	29
8. Kapitel.	Notker Balbulus	32
9. Kapitel.	Abt Salomo	37
10. Kapitel.	Die Ungarn in St. Gallen	41
11. Kapitel.	Die heilige Wiborada. Die Sarazenen	48
12. Kapitel.	Der Klosterbrand und seine Folgen	50
13. Kapitel.	Abt Burchard I. Die Ekkeharte	53
14. Kapitel.	Abt Burchard II. Notker der Deutsche	58
15. Kapitel.	Kriegerische Äbte	60
16. Kapitel.	Abt Ulrich Rösch (1468—1491)	71
17. Kapitel.	Die Zeit der Glaubensänderung	80
18. Kapitel.	Die Zeit der Gegenreformation	90
19. Kapitel.	Fürstabt und Kardinal Cölestin Sfondrati	97
20. Kapitel.	Das 18. Jahrhundert	108
21. Kapitel.	Pankratius Vorster, der letzte Fürstabt	126
22. Kapitel.	Schlußbetrachtung	136
Literaturübersicht		143

Naturwissenschaftliche Jugend- u. Volksbibliothek.

1. **Der Weltbau u. sein Meister.** Von **J. Nießen.** 2. Aufl. Mit 11 Illustr. Brosch. M. 1.50, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 2.—.
2. **Im Reiche der Blumen.** Von **Jos. Nießen.** 2. Aufl. Mit 30 Illustr. Brosch. M. 2.—, in eleg. Orig.-Leindbd. M. 2.50.
3. **Treue Freunde in Haus und Hof.** Von **Heinr. Bals.** Mit 19 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
4. **Kunsthandwerker im Tierreich.** Von **Jos. Nießen.** Mit 38 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
5. **Lustige Musikanten in Feld und Wald.** Unsere Singvögel in Wort und Bild. Von **Heinr. Bals.** Mit 17 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.
6. **Im Telegraphen- und Telephonbureau.** Von **W. Engeln.** Mit 20 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
7. **Wetterpropheten.** Von **Johann Bendel.** Mit 29 Illustrat. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.
8. **Staatswesen u. Staatsleben im Tierreiche.** Von **H. Bals.** Mit 18 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
9. **Vogelwanderleben.** Von **Johann Bendel.** Mit 14 Illustr. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.
10. **Wanderungen der Pflanzen.** Von **Franz Neureuter.** Mit 45 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
11. **Blumenlese aus meinem Biologischen Herbar.** Von **J. Nießen.** Mit 30 Ill. Brosch. M. 2.—, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 2.50.
12. **Krieg und Frieden im Tierreiche.** Von **Heinr. Bals.** Mit 14 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
13. **Unsere Nahrungsmittel vor Gericht.** Von **W. Dierks.** Mit 22 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.
14. **Aus dem Wunderreiche der Elektrizität.** Von **W. Engeln.** Mit 20 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70,
15. **Vogelpolizei.** Von **Johann Bendel.** Mit 25 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.
16. **In der Heuernte.** Von **J. A. Ulsamer.** Mit 32 Illustrat. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.
17. **Auf der Fuchsjagd.** Von **Franz Neureuter.** Mit 20 Illustr. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.

18. **Das Mikroskop und seine Anwendung im allgemeinen.** Von **R. Handmann, S. J.** Mit 52 Illustrat. Brosch. M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

19. **Unschuldig Verurteilte in Tier- und Pflanzenwelt.** Von **J. A. Ulsamer.** Mit 23 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

20. **Gewerkfleiss im Insektenstaat.** Von **Johann Bendel.** Mit 15 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

21. **Lichtscheues Gesindel.** Von **Rich. Borgmann.** Mit 29 Illustr. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.

22. **Leuchtende Pflanzen und Tiere.** Von **Dr. S. Killermann.** Mit 25 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

23. **Die Tierwelt unserer Süsswasser-Aquarien.** Von **Dr. Friedr. K. Knauer.** Mit 30 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

24. **Königin Sonne und ihr Hofstaat.** Von **P. Herm. Hofbauer, O. Ss R.** Mit 36 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in elegantem Original-Leinwandband M. 1.70.

25. **Gärten der Unterwelt. Eine Geschichte der Erde.** Von **Dr. Jg. Familler.** Mit 49 Illustrat. und 1 geologischen Karte. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.

26. **Aus der Welt des Wassertropfens.** Von **Heinr. Hower.** Mit 30 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

27. **Aus der kleinen Welt. II. Mikroskopische Bilder aus dem Zellleben und der niederen Tier- und Pflanzenwelt.** Von **R. Handmann, S. J.** Mit 100 Illustr. u. 5 Figurentafeln. Brosch. M. 2.40, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 3.—.

28. **Aus der kleinen Welt. III. Mikroskopische Bilder aus der höher organisierten Pflanzenwelt.** Von **R. Handmann, S. J.** Mit 117 Ill. Brosch. M. 2.40, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 3.—.

29. **Ein unübertroffener Bildhauer. I. In der Gebirgswelt Tirols.** Von **P. Vital Jäger, O. S. B.** Mit 23 Illustr. u. 2 Karten. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

30. **Lebensbäume. Die wichtigsten Vertreter der Palmenwelt und deren Nutzen für den Menschen.** Von **Dr. Karl Wald.** Mit 20 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwdbd. M. 1.70.

31. **Wanderungen der Tiere.** Ein Kapitel aus dem Leben der Tierwelt. Von **Franz Neureuter.** Mit 15 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.

32. **Mikroskopische Bilder aus der höher organisierten Tierwelt.** Von **R. Handmann, S. J.** Mit 125 Illustrat. und 4 Tafeln. Brosch. M. 2.40, in elegantem Leinwandband M. 3.—.
33. **Kampf ums Dasein im Pflanzenreich.** Von **L. Hofinger.** Mit 74 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Leinwbd. M. 1.70.
34. **Aus der Alpenwelt.** Von **Karl Kollbach.** Mit 12 Illustr. Brosch. M. 1.20, in elegantem Orig.-Leinwandband M. 1.70.
35. **Das Leben der Ameisen und ihrer Gäste.** Von **H. Schmitz** S. J. Mit 47 Illustr. Brosch. M. 1.20, eleg. geb. M. 1.70.
36. **Am Meeresstrande.** Von **Jos. Nießen.** Mit 23 Illustrat. Broschiert M. 1.20, elegant gebunden M. 1.70.
37. **Die Natur im Spätherbst und ihr Eindruck auf den Menschen.** Von **Eduard Boode.** Mit 22 Illustrationen. Brosch. M. 1.20, in Original-Leinwandband M. 1.70.
38. **Der Gesang des Vogels.** Von **Johann Bendel.** Mit 28 Illustr. Brosch. M. 1.20, in Original-Leinwandband M. 1.70.
39. **Die vulkanischen Erscheinungen.** Gemeinverständlich dargestellt von **Professor Dr. E. v. Filek.** Mit 22 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
40./41. **Das Süßwasser-Aquarium. Seine Herstellung, Einrichtung, Besetzung und Instandhaltung.** Von **Dr. Friedrich Knauer.** Mit 88 Illustrationen. Brosch. M. 2.40, in eleg. Original-Leinwandband M. 3.40.
42. **Altes und Neues vom Monde.** Von **Dr. F. K. D. Müller.** Mit 21 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Lwdbd. M. 1.70.
43. **Die Biene, ihr Leben und ihre Pflege.** Von **Fr. Rechtschmied.** Mit 40 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Orig.-Lwdbd. M. 1.70.
44. **Waldpoesie. Wanderungen durch den deutschen Wald.** Von **Dr. Karl Wald.** Mit 37 Illustr. Brosch. M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.
45. **Aus der kleinen Welt des unbelebten Stoffes.** Von **R. Handmann, S. J.** Mit 67 Illustr. Brosch. M. 2.40, i. eleg. Lwdbd. M. 3.—.
46. **Land-, Wasser- und Lufttiere.** Ein Kapitel über den Körperbau der Tiere. Von **Franz Neureuter.** Mit 61 Illustrationen. Broschiert M. 1.20, elegant gebunden M. 1.70.
47. **Das Wasser im Dienste des Menschen.** Von **Christoph Muxmacher.** Mit 76 Illustr. Brosch M. 1.20, elegant geb. M. 1.70.
48. **Unsere heimischen Nattern und Ottern.** Von **Dr. Friedr. Knauer.** Mit 10 Vollbildern, 23 Textbildern und 2 Tabellen. Broschiert M. 1.20, in eleg. Original-Leinwandband M. 1.70.

n. # 11046

PONTIFICAL INSTITUTE OF MEDIAEVAL STUDIES
59 QUEEN'S PARK CRESCENT
TORONTO—5, CANADA

11046